Rosa d'Albret,

oder

Stürmische Zeiten.

Roman

von

G. P. R. James,

Verfasser des Darnley, de l'Orme, Karl Tyrrell ꝛc.

Aus dem Englischen.

Zweites Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1844.

2

Siebentes Kapitel.

In dem Schlosse Marzay gingen in dieser Nacht, wie jeden Tag in der weiten Welt, in welcher wir leben, Sorge und Bangigkeit, Hoffnung und Erwartung, die selbstsüchtige Intrike, die Maßregeln sie zu vereiteln, der schwarze Anschlag, die Ereignisse, die ihn ans Licht bringen sollten, Alles neben einander her, nur getrennt eins vom andern durch dünne Scheidewände, welche zwar das Thun und Treiben der verschiedenen handelnden Personen vor einander verbargen, aber es nicht dem Auge der allwaltenden Vorsehung entzogen, welche Gelingen und Fehlschlagen, Freude und Kummer, Lohn und Strafe, nach ihrem weisen aber unerforschlichen Willen austheilt.

Nicht ganz hundert Schritte von dem Zimmer Monsieur de Liancourts saß Louis de Montigni, nachdem ihn der Priester verlassen hatte, die Arme über der Brust gekreuzt, den Kopf gesenkt, und die Augen auf den Boden geheftet. Er sann in bitteren Gefühlen nach über vieles, was vorgegangen war. Die Worte Walters de la Tremblade

über das Herz des Weibes klangen ihm noch im Ohre; die muthmaßlichen Gründe der Eigenthümlichkeiten, die er im Benehmen von Rosa d'Albret bemerkt hatte, beunruhigten fortwährend sein Gemüth, und er fragte sich selbst: „Kann sie ihn wirklich lieben? Sie, die eben so scharfsichtig als offen, eben so ernsten Sinnes als munter, großmüthig, wohlwollend und freigebig war, kann sie diesen Menschen lieben, der von seinen jungen Jahren an bis jetzt sich als ein selbstsüchtiges, keckes, zuversichtliches, schlaues und anmaßendes Geschöpf gezeigt hat? Sie pflegte ihn sonst zu durchschauen und zu verstehen, wenn er hieher kam als ein Junge, nur wenige Jahre älter als ich. Es kann so seyn, und vielleicht hat der Priester Recht. Wenn dieß ist, so wäre das Beste, ohne alles weitere Bedenken den Verzicht zu leisten, sie gar nichts von den Hoffnungen merken zu lassen, welche vereitelt und getäuscht werden, von den eiteln Erwartungen, die auf einen Hauch verschwinden sollen, und gar nicht jenes Mitleid hervorzurufen, welches immer mehr oder weniger gemischt ist mit Verachtung, noch die höhnische Schadenfreude des bei diesem gefährlichen Spiele Gewinnenden zu reizen. Nein! Das will ich nicht; und doch ist es ein harter und bitterer Schritt, den man von mir verlangt, und gewiß ist einiger Zweifel, einiges Zögern wohl gerechtfertigt. Horch! das ist meines Oheims Schritt, jetzt werde ich mehr hören. Der gute alte Mann hat alle seine Augen offen, wo meine Interessen und mein Glück betheiligt sind. Von ihm werde ich die reine Wahrheit, einfach und unverstellt, hören. Ich mißtraue beinahe diesem Priester; und doch sprach er auch

ehrlich und aufrichtig; aber diese Männer im Priesterrock, von großen Familien abhängig, wie geordnet und tugendhaft sie auch in ihren Neigungen seyn mögen, gewinnen eine Ergebenheit gegen die Ansichten ihrer Patrone, welche oft ihre Augen verblendet gegen den einfachen Gang des Rechts."

Das waren die Gedanken des jungen Barons de Montigni, bis endlich der alte Soldat Estoc die Thüre aufriß, und der Kommandeur ins Zimmer hinkte.

„Jetzt verschließt die Thüre, Estoc!" rief der gute Ritter, sich auf einen Stuhl setzend, welchen sein Neffe ihm sogleich hingestellt hatte, „verschließt die Thüre, wir wollen jetzt keine Unterbrechungen mehr. Ich habe das Recht, auch mein Wörtchen zu sprechen, Louis. Ventre saint gris, um die Sprache der Philister zu sprechen, wir wollen jetzt zu einem Ende kommen, Louis."

„Ganz gewiß, Herr," versetzte der junge Edelmann, „ich werde nicht dulden, daß Jemand uns unterbreche. Mein Oheim, der Graf, als mein Vormund und zugleich mein ältester Verwandter, hatte natürlich den ersten Anspruch auf meine Aufmerksamkeit; aber jetzt, nachdem dieß vorüber ist, habt Ihr, mein theurer Oheim, das nächste Recht, über mich zu gebieten, und ich werde Niemanden gestatten, mich des Vergnügens oder des Vortheils zu berauben, Eure Mittheilung oder Euren Rath anzuhören."

„Wohl gesprochen, Junge! Wohl gesprochen!" rief der alte Kommandeur. „Hört Ihr das, Estoc? Er ist kein so junges Küchlein mehr, he? Bei meiner Treue, Anthony

wird sich getäuscht finden. Mir gefällt das wohl. Ihr habt Recht, Louis, zu sagen, Ihr wollet nicht dulden, daß Jemand uns unterbreche. Das ist der wahre Ton. Ich bin hier, Dank meinen Schwachheiten und Leiden, in eine Art von Abhängigkeit hineingerathen. Ich lasse ihnen Allen ihren Willen; aber, parbleu! es wird nicht so fort gehen, denn sie werden Tyrannen, wenn man zu nachgiebig gegen sie ist."

„Ich bin, mein lieber Oheim," versetzte sein Neffe, „hieher gekommen mit aller Ehrerbietung und Hochachtung für Monsieur de Liancourt. Aber die Tage meiner Unmündigkeit sind vorüber. So lang ich in seinem Hause bleibe, ist mein Zimmer mein Eigenthum, wo ich annehme, Wer mir gefällt, und nicht zugebe, daß man mich stört und belästigt, (während ich die herkömmliche Artigkeit beobachte,) wenn ich anders beschäftigt bin. Sobald ein Versuch gemacht werden sollte, meinen Verkehr mit Andern, so wie ich ihn zu pflegen wünsche, zu beschränken, so verlasse ich das Haus und nehme meinen Aufenthalt anderswo."

„Recht, recht!" rief der Offizier; „und wenn Ihr weg geht, so will ich mit Euch gehen, Louis. Aber setzt Euch, Estoc! Wir haben viel mit einander zu schwatzen, mein Junge. Ich hoffe, Ihr habt Euer mir gegebenes Wort gehalten — ich hoffe, Ihr habt dem Priester nichts versprochen. Er ist im Ganzen ein guter Mann; aber schlau, Louis, schlau wie eine Winternacht — schürt doch das Feuer, Estoc. Ihr habt ihm nichts versprochen, he, Louis?"

„Nichts, Herr," antwortete der junge Baron. „Ich

versicherte ihn nur, keine Rücksicht auf der Welt würde mich vermögen, etwas zu thun, was die Neigung von Mademoiselle d'Albret beeinträchtigen und durchkreuzen, was ihr Glück hindern könnte, aber um mich über meine Handlungsweise zu entscheiden, müsse ich Zeit zur Ueberlegung, zu reiflicher Ueberlegung haben."

„Ach nein! daß Ihr das nicht thätet, davon bin ich überzeugt! Die arme, liebe kleine Rosa! Gott segne sie!" rief der Kommandeur, — „sie verdient alle Rücksicht und Zärtlichkeit. Aber wenn Ihr thätet, was sie von Euch verlangen, so würdet Ihr auch ihr Glück zerstören, mein Junge. Jetzt laßt mich hören, was sie von Euch begehrten. Dann will ich Euch meine Geschichte erzählen."

De Montigni wiederholte so genau er konnte, Alles, was zwischen ihm, seinem Oheim und dem Priester vorgegangen war. Er wußte, daß er denen, zu welchen er sprach, trauen konnte, und er bemühte sich, die Worte, welche gesprochen worden waren, so sehr als möglich unverändert wieder zu geben. Er hätte freilich einen fortlaufenden Kommentar seiner eigenen Gedanken und Vermuthungen hinzufügen können, aber er verfälschte nichts, übertrieb nichts. Wie er so fortfuhr, stützte sein guter Oheim sein Kinn auf den Stock und hörte ihm zu, ohne ein Wort zu äußern, nur stieß er ein paar Male mit der Spitze seines Stockes heftig auf den Boden.

Der alte Estoc jedoch war weder so geduldig noch so schweigsam; denn mehr als Einmal stieß er einen raschen Fluch aus, und murmelte von Zeit zu Zeit: „Pardie! Mor-

bleu! Coquin!“ in Tönen, welche zeigten, daß er ganz und gar nicht erbaut war von den berichteten Reden von Monsieur de la Tremblade.

Aber als der junge Edelmann ganz zu Ende war, da brach des Kommandeurs ersticktes Zornfeuer in hellen Flammen aus: „Fluch über sie auf immer!“ rief er; „da wundern sie sich jetzt, daß es Hugenotten gibt, und doch ist, einen katholischen Priester in solcher Art den Schurken spielen sehen, genug, um einen ehrlichen Mann dazu zu bringen, ein Türke zu werden! Ich schäme mich für meinen Bruder, Louis; ich schäme mich für meine Familie, aber ich schäme mich noch mehr für meine Religion. Sie ist nicht ehrlich, mein Junge! sie ist nicht ehrlich, wenn sie ihre Geistlichkeit ein solches doppeltes Spiel spielen läßt, daß sie sagen, was ihnen taugt, und zurückhalten, was nicht in ihren Kram paßt. Jetzt sollt Ihr die ganze, einfache Wahrheit hören. Ihr seyd Erbe von Liancourt, ganzer und unzweifelhafter Erbe. So ist es schon lange festgesetzt, und nichts als Eure eigene Thathandlung kann Euch der Güter berauben.“

„Ich vermuthete, daß dieß der Fall sey,“ versetzte der junge Edelmann, „sobald ich die hastige Ungeduld bemerkte, mich zu vermögen, so eilig und ohne Erläuterung gewisse Papiere zu unterzeichnen.“

„Vermuthete!“ schrie der alte Kommandeur. „Ha! Ihr hättet es längst schon wissen sollen, wenn ehrliche Menschen unter uns wären. Ich leistete meinen Verzicht zu Gunsten der armen Louise, meiner Schwester, — Eurer Mutter, Junge — als sie Euern guten Vater heirathete —

Gott gebe seiner Seele Frieden! — und ich trat in den Johanniter-Orden. So seyd Ihr also der Erbe, ohne allen Zweifel; aber Jacqueline, Eure Tante, meine Schwester — sie ist ein Teufel, wenn es je einen gab, — und sie hat nie abgelassen, meinen armen schwachen Bruder Anthony zu bearbeiten, Euch Euer Recht zu entziehen."

„Sie hat mich nie geliebt, das weiß ich," versetzte de Montigni. „Ich erinnere mich, wie ich noch ganz ein Knabe war —"

„Euch geliebt! darum handelt es sich gar nicht," rief der Kommandeur. „Sie liebt Euch gerade so wie Alles, was ihr sonst etwa im Wege steht. Sie liebt sich selbst, das ist es, und liebt sich in ihrem Sohne — dem Gecken! Sie hat es sich in den Kopf gesetzt, ihn reich und mächtig zu sehen. Sie hat immer das Geld als den höchsten Segen betrachtet. Deßwegen hat sie den alten Chazeul geheirathet, einen Mann, den sie haßte und verachtete, nur damit sie reicher würde als ihre ältere Schwester; und jetzt, nachdem dieser Bursche die Hälfte von seines Vaters Vermögen durchgebracht hat, gedenkt sie ihm ein noch größeres Vermögen zusammenzuraffen, indem sie für ihn die Güter von Marennes und Liancourt bekomme. Letztere kann sie nie bekommen, wenn Ihr nicht ein Narr seyd, Louis, und die erstern kann sie nicht bekommen, ohne die letzteren."

„Das scheint mir ein Räthsel, Herr," sagte de Montigni nachdenklich. „Ich höre, daß diese Heirath vollkommen verabredet ist, mit der Einwilligung und dem Beifall aller Theile; und gewiß ist die Hand der Mademoiselle

d'Albret mit ihrem ererbten Vermögen, ein Gegenstand, nach welchem sich wohl verlohnt zu streben — selbst in den Augen von Jemand, der den Reichthum so hoch anschlägt, wie meine Tante de Chazeul."

„Ja, Junge, ja!" schrie der alte Kommandeur, „so würde es seyn, wenn sie nur dazu gelangen könnte. Aber der Vertrag zwischen dem guten Grafen de Marennes und Eurem Oheim ist, daß Rosa seinen Neffen, den wirklichen Erben von Liancourt heirathen solle. Kein Name ist genannt, damit nicht der genannte Erbe inzwischen stürbe; aber Ihr waret damals, wie noch jetzt, der wirkliche Erbe von Liancourt, in Kraft der Rechte Eurer Mutter, als ältester Tochter meines Vaters, und meiner Verzichtleistung zu ihren Gunsten. Wenn Ihr dieß Papier unterschreibt, seyd Ihr ärger als Esau, denn Ihr verkauft nicht nur Euer Erstgeburtsrecht, sondern Eure Braut, um ein Linsengericht."

De Montigni sprang auf, und schritt einen Augenblick durch das Zimmer, die Hand vor die Stirne gedrückt, und zweimal murmelte er: „Das ist schändlich!" Er fühlte sich versucht, lebhaft versucht, seine Rechte sofort zu behaupten, was auch die Folgen davon seyn möchten; das, was ihm gehörte, in Anspruch zu nehmen, ohne die mindeste Rücksicht auf die Gefühle Anderer; die ganze Summe seines Erbes zu fordern und zu erpressen wie ein Geizhals; seine Braut, mit oder ohne Einwilligung und Neigung von ihrer Seite zu fordern, sich auf die von ihrem Vater eingegangene Verpflichtung berufend.

Aber bessere Gedanken regten sich zuerst in ihm, die

ihn zurückhielten, und bei weiterem Nachdenken zeigten sich auch Schwierigkeiten, welche diese Handlungsweise unthunlich erscheinen ließen. Der Kontrakt war ohne Zweifel in den Händen von Monsieur de Liancourt. Wie konnte er es beweisen? — wie konnte er seine Ansprüche begründen? Die Güter allerdings konnte er vorenthalten; seine Einsprache konnte die Heirath verzögern. Aber dann befragte er sich selbst: konnte er über Rosa d'Albret Kummer und Verdruß bringen? konnte er ihr den Becher der Hoffnung und Erwartung vor dem Munde wegreißen? Höchst wahrscheinlich sah sie ihrer herannahenden Vermählung als einer ganz entschiedenen, unabänderlichen Sache entgegen. Er hatte keinen stichhaltigen Grund für die Annahme, daß sie einen Widerwillen dagegen empfinde. Sie war vermuthlich ergeben und entschlossen; sie hatte ihre Parthie genommen; vielleicht waren alle zärtlichen Gefühle ihres jungen Herzens bei der Sache betheiligt. Sollte er derjenige seyn, der alle ihre Aussichten zerstörte — der alle ihre Hoffnungen vereitelte? „Nein!" dachte er, „nein!" und seinen Sitz neben seinem Oheim wieder einnehmend, sagte er: „diese gegen mich verübte Täuschung, mein lieber Herr, ist sehr unrecht. Sie kann Einem die Welt und die menschliche Natur verleiden. Doch Eine Rücksicht wird mich wahrscheinlich bewegen, allen ihren Wünschen nachzugeben, und darauf zu verzichten, meine Rechte auszuüben und geltend zu machen, selbst nachdem ich sie jetzt kenne."

„Puh! Ei was!" schrie der Kommandeur, ihn unterbrechend. „Der Junge ist toll! Geht, ruft Euern Freund,

Estoc. Er muß mit ihm sprechen. Es ist ein Herr da im Hause, Louis — ha, es fällt mir ein, er kam ja mit Euch, mit welchem ich ein paar Mal in früheren Kriegen zusammen traf. Er ist ein so kluger und guter Mann als nur je Einer lebte — abgesehen von einem Bischen Ketzerei in seinen Begriffen, aber doch kaum zur Hälfte ein Hugenotte — ein so guter Soldat als nur Einer in Frankreich, und zudem ein sehr vorsichtiger und gescheuter, ein recht weiser und wackerer Mann. In der That — es gibt keinen bessern. Ich habe mit ihm lange gesprochen, seit dem Nachtessen, über diese Angelegenheit, und Ihr müßt seinen Rath befolgen, oder wenigstens ihn anhören. Verlaßt Euch darauf, Ihr werdet ihn gut finden."

Auf den ersten Blick bebte de Montigni zurück vor dem Gedanken, alle seine Gefühle bloß zu stellen, ja, alle einzelnen Umstände seiner Lage bis aufs Kleinste zu enthüllen vor einem vergleichungsweise Fremden, wie Chasseron, und dazu vor einem Manne, den er als einen Geringeren denn er betrachtete. Aber ehe er antworten konnte, hatte Estoc das Zimmer verlassen; und wie er weiter nachdachte, erinnerte er sich, wie viel kühne Entschiedenheit er in dem Benehmen des Mannes bemerkt hatte, wie viele Züge von scharfem, gesundem Verstand in seinem Gespräch, so daß er anfing zu denken, die Meinung eines solchen Mannes, — gänzlich frei von aller Leidenschaft und Vorurtheil, wenig bekannt mit irgend einer der Parteien, der aber dabei Zeuge gewesen war von so Vielem, was bei seiner Ankunft vorgefallen war, — dürfte doch sehr nützlich seyn zur Berichtigung

der irrigen Ansichten, die er selbst etwa gefaßt haben könnte. Auch stand ihm ja frei, seinen Rath anzunehmen oder zu verwerfen; und er kannte den guten alten Kommandeur zu genau, um nicht überzeugt zu seyn, daß Chasseron in frühern Tagen eines hohen Rufes genossen haben mußte, wenn er sein Vertrauen und seinen Beifall sich erworben, zumal als ein Ketzer — eine Klasse von Geschöpfen, der er keineswegs hold war. So wartete er denn geduldig auf die Rückkehr des alten Soldaten mit seinem Begleiter unterwegs, während sein Oheim von Zeit zu Zeit eine kurze Beschwörung an ihn richtete: „Kein Narr zu seyn, und Vermögen und Glück wegzuwerfen;" oder: „Doch nicht alle Güter und Vortheile, die Gott ihm geschenkt, denen an den Kopf zu werfen, welche ein so schnödes Spiel gespielt hätten, um sie ihm aus den Händen zu winden."

Nach wenigen Minuten ging die Thüre vom Vorzimmer wieder auf, und Chasseron trat ein, von Estoc gefolgt. Der alte Kommandeur, in welchem Alter und Kränklichkeit kaum den lebhaften aber großherzigen Ungestüm der Gemüthsart hatten bezähmen können, welcher ihn sein Leben lang charakteristisch ausgezeichnet hatte, stand von seinem Stuhle auf, um ihren neuen Gast zu begrüßen und sofort auf den Gegenstand der Erörterung zu kommen. Aber Estoc drückte ihn, mit wenig ceremoniöser zärtlicher Fürsorge wieder auf seinen Stuhl hin und sagte: „Bleibt sitzen, Herr, bleibt sitzen. Ihr seyd heute schon zu viel auf den Beinen gewesen; Eure Wunde wird Euch wieder aufbrechen, zumal wenn Ihr Euch so erhitzt und reizt. Monsieur de

Chasseron weiß schon die ganze Geschichte. Aber drunten geht noch mehr vor. Herr von Chazeul ist so eben herunter gekommen von einer Besprechung in des Grafen Zimmer und hat Etienne zu Pferd fortgeschickt, zu seiner Mutter, mit der Bitte, sie möchte morgen zu einer frühen Stunde sich hier einfinden."

„Ja, Jacqueline muß auch einen Finger mit im Spiel haben bei dieser Sache!" schrie der Kommandeur; „und sie wird uns Alle überlisten, wenn wir nicht aufpassen."

„Ich glaube das nicht, Herr," versetzte Chasseron, der indessen zwischen dem alten Offizier und seinem Neffen Platz genommen hatte. „Es scheint mir, diese Sache ist sehr einfach. Monsieur de Montigni, dieser würdige Edelmann, der in frühern Zeiten mich gekannt und von mir gehört hat, hat für passend gefunden mir mitzutheilen, in welcher Lage Ihr Euch befindet, und meinen Rath zu verlangen. Ich wußte vorher schon etwas von der Sache; denn erstlich war ich wohl bekannt mit dem guten Grafen de Marennes; ja, so arm ich bin, war ich etwas verwandt mit ihm — sehr entfernt, allerdings, aber doch dünkte er sich nicht zu vornehm, die Verwandtschaft anzuerkennen. Sodann habe ich im Leben, wie Ihr vielleicht schon bemerkt habt, meine Augen und Ohren offen; und da ich seit einiger Zeit in der Nachbarschaft hier herum, wenigstens auf fünfzehn Meilen, mich aufgehalten, habe ich von vielem gehört, was vorgeht. Wenn daher mein Rath oder mein Beistand Euch irgend nützlich seyn kann, so stehen Euch beide zu Gebote; denn ich bin Euch einen Dienst schuldig für den, welchen Ihr

mir diesen Morgen geleistet habt. Parbleu! Ich wäre übel weggekommen, wenn Ihr mir nicht zu Hülfe gekommen wäret!"

„Ich sage Euch meinen besten Dank, mein guter Herr," versetzte de Montigni, „und da mein Oheim Euch die Umstände erzählt hat, so ist es nicht nöthig, von Neuem darauf zurück zu kommen. Andere Dinge jedoch sind in Erwägung zu ziehen, von welchen Ihr nichts wissen könnt, ich meine meine eigenen Ansichten und Begriffe, —"

„Ja!" rief der alte Kommandeur, ihn unterbrechend, „der Junge ist Narr genug, Monsieur de Chasseron, davon zu schwatzen, er wolle den Wünschen dieser Leute nachgeben, und daran zu denken, alle seine Rechte preis zu geben, und diesem Gecken Chazeul Braut und Güter mit einander zu lassen! Was denkt Ihr dazu? sie mit allen ihren Kniffen und Machinationen die Schlacht gewinnen zu lassen? Er ist toll geworden, glaub' ich, aber ventre bleu! so soll es nicht gehen; denn ich will selbst erst mein Wort darein sprechen. Ich habe zu Gunsten der armen Louise verzichtet, welche das nächste Recht nach mir hatte, nicht zu Gunsten von Madame Jacqueline, die schon zu viel hat."

De Montigni erröthete leicht bei den Worten seines Oheims, aber er versetzte ruhig und freundlich: „Ich habe meine eigenen Gründe, mein lieber Oheim, wenn Ihr sie nur anhören wollt. Alle Gaben des Glücks sind nur das, wofür wir sie anschlagen und schätzen; ich will nicht behaupten, daß ich ohne Ehrgeiz bin, noch weniger, daß ich kein Opfer bringen wollte, um das Herz von Mademoiselle

d'Albret zu gewinnen. Aber ich werbe nicht um ihre Hand ohne ihr Herz; und keine Rücksicht wird mich verführen, ihr Unglück zu bereiten dadurch, daß ich mich ihrer Heirath widersetze, wenn sie — und ich habe keinen Grund daran zu zweifeln — wenn sie die Gefühle für meinen Vetter Chazeul hat, wie eine Frau sie haben soll für den Mann, welchem sie im Begriff ist ihre Hand zu gewähren."

„Das, junger Herr, ist die Frage," sagte Chasseron rasch, während der alte Kommandeur manches: „Pah!" und andere, minder ziemliche Ausrufungen laut werden ließ. „Ihr seyd schlimm behandelt und getäuscht worden; und sichtlich in der Absicht, eine dem früheren Uebereinkommen zwischen des Fräuleins Vater und Eurem Oheim zuwiderlaufende Heirath zu Stande zu bringen, seyd Ihr fern gehalten und in Unwissenheit über alle Umstände gelassen worden, während dem Monsieur de Chazeul Gelegenheit gegeben wurde, sich um die Neigung des Fräuleins zu bewerben."

„Ganz gewiß!" rief der Kommandeur; „es geschah Alles ganz absichtlich!"

„Unter diesen Umständen," fuhr Chasseron fort, ohne die Unterbrechung zu beachten, „wäret Ihr vollkommen berechtigt, Euch der Heirath zu widersetzen; und ich stehe nicht an zu behaupten, daß sie nicht vollzogen werden könnte, wenn Euer Oheim hier Zeugniß ablegte von dem früheren Uebereinkommen. Ich gebe jedoch Eurem Zartgefühl und Eurer Großmuth meinen Beifall; aber das Aeußerste, was von dem großherzigsten Manne erwartet werden könnte,

wäre, daß Ihr auf dem Aufschub der Vermählung um ein Jahr beständet, unbeschränkte Gelegenheit Euch ausbedänget, zu versuchen, ob das Fräulein nicht ihre Ansichten und Gesinnungen ändere, und Euch die Freiheit vorbehieltet, auf Euren Rechten zu beharren oder darauf zu verzichten, je nachdem Ihr sie gestimmt findet."

„Aber Herr — aber Herr!" rief der Kommandeur.

Chasseron jedoch schüttelte die Hand und sagte: „Hört mich aus, mein guter Freund," und fuhr fort. „Das wäre wohlwollend und großmüthig gehandelt, selbst wenn Ihr fändet, daß Mademoiselle d'Albret ganz bereitwillig dieser Heirath zustimmte. Die erste Frage jedoch ist, ob sie dieß wirklich thut oder nicht? Wie könnt Ihr wissen, ob sie nicht mit Widerstreben einwilligt? Wie wißt Ihr, ob sie nicht auch getäuscht worden ist? Kann man sie nicht von jeher auf den Glauben gebracht haben, ihre Heirath mit Eurem Vetter sey den Absichten und Planen ihres Vaters gemäß? oder selbst wenn man ihr keinen Betrug gespielt hat, kann sie nicht nachgegeben haben aus Gehorsam gegen ihren Vormund, da sie weiß, welche Gewalt denen zusteht, welche unter dem König die garde noble über eine weibliche Waise inne haben? kann sie nicht eben jetzt nach Befreiung sich sehnen, und kann sie nicht Euch segnen, wenn Ihr bewaffnet auftretet, mit der Macht sie zu retten? Ja noch mehr," fügte er mit einem Lächeln hinzu, „kann sie Euch nicht schon lieben?"

Das Blut stieg warm in de Montigni's Wangen, und sein Herz pochte rasch; „oh, nein, nein!" rief er. „Ich

kann ein solches Glück nicht hoffen. Sie war jung, sehr jung, als ich wegging; noch nicht fünfzehn Jahre alt. Wir liebten einander immer, es ist wahr, aber eben bloß als Kinder."

„Liebe ist eine Frucht, welche von selbst reift auch ohne Sonnenschein," erwiederte Chasseron in bedeutungsvollem Tone, und fuhr dann offen und freimüthig fort: „Mit Einem Wort, Monsieur de Montigni, ich glaube es ist so. Ich möchte Euch nicht falsche Hoffnungen und Erwartungen vorspiegeln. Das wäre eine schlechte Vergeltung für den Dienst, den Ihr mir geleistet; aber ich kenne die Frauen einigermaßen, und in diesem Fall habe ich das Fräulein genau beobachtet; nicht ein Blick ihres Auges ist mir entgangen, nicht der leiseste Wechsel der Farbe auf ihrer Wange. Ich glaube, sie liebt Euch, ich glaube, sie hat es jetzt erst entdeckt; und wenn Ihr sie in diesem Augenblick sehen könntet, so würdet Ihr sie vermuthlich in ihrem Zimmer bitterlich weinen sehen über ihr hartes Schicksal. Das Alles glaube ich; aber Eines weiß ich gewiß: wenn sie morgen zu wählen hat zwischen Euch und Chazeul, so wird sie nicht einen Augenblick sich bedenken, und ihre Hand ist Euer."

Die Empfindungen Louis de Montigni's in diesem Augenblick zu beschreiben wäre unmöglich, und schwer sie sich vorzustellen. Hoffnung, Freude, Erwartung stiegen auf in seiner Brust, um zu kämpfen mit Sorgen, Zweifeln und Befürchtungen. Er getraute sich nicht, dem vollen Strom der freudigen Ueberzeugung und der Liebe sich hinzugeben.

Es war ihm wie eine Unmöglichkeit, zu glauben, daß ein solches Glück ihm vorbehalten seyn könne; und im Contrast mit den schwermüthigen und bitteren Gefühlen, welche vor so kurzer Zeit sich seiner bemächtigt hatten, erschien ihm der ihm sich jetzt nahende Traum von Glück, obwohl er sich ihm früher mehr als Einmal überlassen hatte, doch zu viel, zu glänzend für das Loos eines sterblichen Geschöpfs. Einige Augenblicke Nachdenken jedoch zeigten ihm, daß selbst wenn Alles was Chasseron sagte, wahr war — wenn die glänzendste Hoffnung seines Herzens in Erfüllung ging, und die Liebe Rosa's d'Albret wirklich ihm gehörte, doch noch genug Schwierigkeiten und Gefahren im Wege lagen, um eine volle Dosis Bitterkeit in den Becher der menschlichen Freude zu mischen. Unzählige Hindernisse stellten sich seiner Einbildungskraft dar; und es schien seinem unerfahrenen Geist beinahe unmöglich, über die Hemmnisse zu triumphiren, welche sich erheben mochten, ihm den Weg zum Glück zu versperren.

Sein Oheim und Chasseron saßen einige Augenblicke da und starrten ihn an, während er stumm blieb, in Nachdenken über die Gegenwart und über die Zukunft versunken. Der alte Kommandeur konnte seine Gefühle nicht begreifen; Chasseron aber, mit schärferem und klarerem Auge, las wie in einem Buch all die verschiedenen Gemüthsbewegungen in seinem Herzen, wie sie auf seinem oft den Ausdruck wechselnden Angesicht geschrieben waren. So ließ er ihn denn, ohne ihn zu stören, seinen Gedanken nachhängen, bis endlich der junge Edelmann versetzte: „Gott gebe, daß es so sey,

wie Ihr voraussetzt. Wenn dem so ist, Herr, so wird mir die Entscheidung über meine Handlungsweise leicht werden, denn nichts als die Voraussetzung, daß ich die Gefühle von Mademoiselle d'Albret verletzen, oder ihrem Glück im Wege stehen würde, konnte mich abhalten, mit meinen Ansprüchen auf ihre Hand aufzutreten. Aber wenn ich glauben dürfte, daß sie auch nur den mindesten Zweifel, das mindeste Bedenken hege in Betreff dieser Heirath, daß nicht ihr ganzes Herz dafür sey, daß sie nur auf Befehl ihres Vormunds, und nicht aus eigener Neigung darein willige: müßte ich jedes Recht, das mir zusteht, eben sowohl um ihret- als um meinetwillen mir vorbehalten und behaupten."

„Ha, ich sage Euch, Junge, man hat sie gedrängt," schrie sein Oheim, „man hat sie in den letzten zwei Jahren beständig beschwatzt, und bearbeitet und bestürmt. Man hat sie glauben machen, mein Bruder Anthony habe das volle, ganze Recht, über ihre Hand zu verfügen — sie sey nur wie sein Pferd, oder sein Ochs, oder sonst ein Vieh oder Besitzthum, das er nach seinem Willen und Wohlgefallen weggeben, oder verkaufen oder vertauschen kann."

„Dieser Irrthum kann leicht berichtigt werden," rief de Montigni.

„Nein," sagte Chasseron, ehe er fortfuhr, „vielleicht doch nicht so leicht, als Ihr Euch einbildet. Verlaßt Euch darauf, diese schlauen Leute, welche die Macht in ihrer Hand haben, werden alle Vorsorge treffen, daß Ihr keine Gelegenheit findet, mit ihr allein zu sprechen, wenn sie es verhüten können. Ihr habt jedoch die Mittel, sie dazu zu

nöthigen, wenn Ihr sie geschickt gebraucht. Gebt ihnen zu verstehen, daß Eure Entscheidung gänzlich von ihr abhängt — —"

„Das habe ich ihnen schon gesagt," versetzte de Montigni.

„So weit ganz gut," fuhr Chasseron fort; „aber bleibt bei Eurem Text; weigert Euch, die Sache überhaupt mit ihnen zu erörtern, ehe Ihr ihre Gesinnungen erfahren habt. Verlangt eine Stunde lang ein Gespräch unter vier Augen mit ihr zu haben, und besteht fest auf dieser Bedingung. Auch wählt dazu einen Ort, wo Ihr nicht belauscht werden könnt —"

„Der Wall ist der einzige Platz," sagte Estoc; „auf der Westseite sind keine Fenster, und ich will mich an die Thüre pflanzen, um gewiß jede Störung zu verhüten."

„So sey es denn dort," sagte Chasseron; „und wenn Ihr einmal dieß gewonnen habt, steht die Entscheidung Eures Schicksals in Eurer eigenen Hand. Ihr könnt auch die Schlacht gewinnen, wenn es Euch beliebt; nur vergeßt das nicht: hört auf keine Argumente, geht auf keine Besprechung über irgend einen Theil des Gegenstandes ein; sondern sagt blos: wenn Mademoiselle d'Albret, ohne Zwang und frei, Euch mit eigenem Munde in einer Unterredung unter vier Augen die bestimmte Versicherung gebe, daß ihr Glück von Eurer Verzichtleistung auf Eure Rechte abhänge, so seyet Ihr bereit, dieß zu thun, aber eher nicht. Ohne Zweifel werden sie sie bevormunden wollen — ohne Zweifel werden sie mittelst aller möglichen Vorstellungen,

Gründe und Verlockungen auf ihr Gemüth zu wirken suchen — und manches läßt sich da wohl ersinnen, was wir nicht voraussehen können — aber Ihr, Eurer Seits, müßt Eure Gelegenheit so gut Ihr nur könnt benutzen: dringt in sie mit allen Worten der Liebe und Leidenschaft, ruft ihrem Geiste die vergangenen Tage, die Scenen, die Gefühle und Neigung der Kinderzeit zurück; zeigt ihr, wie schändlich Ihr getäuscht worden seyd, unterrichtet sie von den Tücken und Listen, die man gegen sie selbst gespielt hat. Erklärt ihr, daß sie Euch bestimmt worden sey von ihrem Vater; und wenn Ihr wollt, entdeckt ihr auch Eure großmüthigen Absichten; sagt ihr, daß Ihr um ihres Glückes willen bereit seyd, nicht nur Eure Rechte und Euer Erbe, sondern auch sie selbst zu opfern. Dann, parbleu! wenn Ihr sie so nicht erobert, so ist es besser für Euch, Ihr bleibt ohne sie!"

Der alte Kommandeur rieb sich die Hände und rief: „Er wird gewinnen! er wird sie gewinnen! Seyd unbesorgt; sie ist ganz willig, sich gewinnen zu lassen. Sie liebt ihn schon — Mann! sie hat ihn immer geliebt, nur verstand die arme kleine Seele selbst nicht, was es war."

„Aber gesetzt," sagte de Montigni in nachdenklichem Tone, „gesetzt, all dieß geht so wie wir es wünschen: gesetzt ich werde beseligt bis zur äußersten Grenze meiner Hoffnungen und über mein Verdienst, indem ich sie bereit finde, die Meinige, abgeneigt, die Seinige zu werden, welcher weitere Schritt soll dann gethan werden?"

„Ja, das ist die Frage," versetzte Chasseron, „und eine nicht ganz leicht zu lösende. Ich will Euch ehrlich meine

Meinung sagen, obwohl sie irrig seyn mag. Aber Ihr könnt sie ja befolgen oder nicht, wie es Euch gefällt. Kecke Maßregeln passen für gefährliche Umstände; und ein Betrug, wie er gegen Euch geübt worden, wird Euch rechtfertigen, wenn Ihr Mittel anwendet, welche ich, unter andern Umständen, nicht anrathen würde, und die Ihr nicht wählen dürftet. Wenn Ihr sie bereit findet, Euch ihre Hand zu geben, und Ihr dann offen und entschieden Euch dem Plane widersetzt, welchen die Andern entworfen haben, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß Ihr aus dem Schlosse werdet vertrieben, und aller Einfluß ihres Vormunds, vielleicht bis zur Anwendung von Zwang, benützt werden wird, um sie zur Heirath mit Eurem Nebenbuhler zu nöthigen. Bei der jetzigen Lage des Landes wird es schwer halten, Eure Rechte geltend zu machen und durchzusetzen, so lange sie hier bleibt; aber keineswegs schwer für die Andern, sie binnen einem oder zwei Jahren durch Verfolgungen in die Arme eines Mannes zu treiben, den sie haßt. So möchte ich Euch denn, alle diese Verhältnisse wohl erwogen, rathen, sie nicht Alles, was zwischen Euch vorgeht, vollständig wissen zu lassen. Gebt im Augenblick, nachdem die Unterredung vorüber ist, keine entschiedene Antwort, sondern sagt, sie sollen Euern Entschluß am folgenden Tag erfahren. Macht Euch die Zeit zu Nutze; und nachdem Ihr ihre Einwilligung gewonnen und Euern Plan entworfen habt, entflieht mit ihr sogleich in das Lager des Königs. Ohne allen Zweifel wird Heinrich, sobald er von ihres Vaters Absichten in Bezug auf Euch unterrichtet ist, ihre Hand Euch gewähren.

Er ist ein ganz gutmüthiger und launigter Mann, offen und frei, und hat eine Schwäche für alle Liebesangelegenheiten. Er wird auch ganz erfreut seyn, sich und seiner Sache den Beistand und die Unterstützung der Häuser de Montigni und Marennes zu sichern; denn dermalen ist er ein König ohne Königreich; ein Soldat ohne Geld; und meiner Treue! zudem noch ein Gatte ohne Frau. Indessen dürft Ihr nicht fürchten, daß er Euch die Eurige nehme, denn er steckt, wie man sagt, eben jetzt bis über die Ohren in Liebe zu einer andern Person; sonst möchte ich nicht für ihn stehen."

De Montigni lächelte: „Ihr seyd kein Höfling, Monsieur Chasseron," sagte er, „und Euer Plan steht mir wohl an; aber die Ausführung mag Schwierigkeiten haben!"

„Pah, Junge! keine, gar keine!" rief sein Oheim; „der Handel wird ganz einfach abzumachen seyn. Der alte Estoc hier und ich — wir sind so voll Kriegslisten wie die Herzogin von Montpensier. Wir haben all unsere Schlauheit jetzt seit zehn Jahren in Flaschen gepfropft, seit ich diese verdammte Wunde bekommen; und wir wollen zusammen einen Plan verabreden, Euch Alle zum Schloß hinaus zu helfen, so daß wenigstens acht Stunden lang ein Mensch etwas davon wissen soll. Der König belagert Dreux, sagt man; und Ihr könnt sein Lager bald erreichen."

„Aber werde ich Rosa zur Einwilligung bewegen können?" fragte de Montigni.

„Gewiß, gewiß!" antwortete der alte Kommandeur; „wenn sie sieht, daß kein anderer Ausweg übrig ist, wird sie sich nicht bedenken. Zudem, wenn Ihr sie in des Königs

Lager bringt, so ist das nicht so, wie wenn Ihr mit ihr davon liefet, um sie ohne Ermächtigung zu heirathen.“

„Gewiß nicht,“ sagte Chasseron; „vergeßt nicht, ihr das recht nachdrücklich einzuprägen: erstlich, daß es der Verfügung ihres Vaters gemäß ist, wenn sie Euch ihre Hand gibt, und zweitens, daß des Königs Vormundschaftsrecht über eine Mündel von adeligem Blute weit über dem Eures Oheims steht und es gänzlich auslöscht und vernichtet.“

„Und Ihr glaubt,“ fragte de Montigni, „daß ich ganz mit Sicherheit auf Heinrichs Handlungsweise bauen kann?“

„Vollkommen,“ versetzte Chasseron.

„Ich will dafür bürgen,“ sagte der Kommandeur mit ernstem und feierlichem Tone. „Ich will meine Ehre dafür verpfänden, die noch nie verwirkt worden, daß Seine Majestät Euch die Hand von Rosa d'Albret geben wird, sobald Ihr sein Lager erreicht, und ihm alle Umstände erklärt worden sind.“

„Gut denn,“ sagte de Montigni, „meine Bahn ist mir klar vorgezeichnet, und meine Handlungsweise entschieden. Wenn die Hoffnungen, die Ihr in mir rege gemacht habt, sich bewähren, und das holde Mädchen einwilligt, so wollen wir fliehen, wie Ihr den Vorschlag gemacht habt. Wenn nicht, und meine Hoffnung wird getäuscht, so will ich den Verzicht leisten, den man von mir verlangt, meine eigenen Dienstleute aufbieten, zu dem König stoßen, und für meinen rechtmäßigen Fürsten fechtend mich der Ehre als meiner einzigen Braut vermählen.“

„Ich hoffe, Herr,“ sagte der gute Pächter, „Ihr werdet

binnen Kurzem im Stande seyn, dem Bearner, wie sie ihn nennen, zu dienen nicht nur mit Euren eigenen Dienstleuten, sondern auch mit denen von Marennes und Liancourt.“

„Gott gebe es! Gott gebe es!“ rief der Kommandeur; „und ich will auch in den Sattel mich schwingen, und wenn auch der Teufel selbst statt einer Pistolenkugel hier in meiner Hüfte säße. Kommt mit mir, Estoc; Ihr und ich wir wollen gehen und einen Plan entwerfen, die Dame zu entführen, und ich will morgen mit Tagesanbruch Louis das Ergebniß zu wissen thun. — Aber merkt's Euch, spielt Ihr Eure Rolle gut, mein Junge. Keine Schüchternheit — kein Mißtrauen — geht sogleich und gerade auf den rechten Punkt los. Sagt ihr Alles und laßt sie dann selbst urtheilen. — Jetzt, Monsieur de Chasseron, wollen Estoc und ich Euch in Euer Zimmer geleiten; und mit diesen Worten nahmen sie Abschied von de Montigni, und zogen sich für die Nacht zurück.

Achtes Kapitel.

Wir müssen jetzt auf einige Zeit, nur sehr kurze Zeit, zu Rosa d'Albret uns wenden, die, nachdem sie einige Augenblicke mit ihrem Oheim, dem Priester und Chazeul gesprochen, sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, um hier Einsamkeit und Betrachtung zu suchen. Dort aber fand sie ihr Kammermädchen, die auf sie wartete, da es seit einigen Wochen, seit Chazeul seine Wohnung im Schlosse

genommen hatte, ihre Gewohnheit war, die übrige Gesellschaft nach dem Nachtessen sobald als möglich zu verlassen.

„Da, nehmt diesen steifen Rock, Blanchette; gebt mir einen Schlafrock; macht meine Haare los und kämmt sie; und dann könnt Ihr gehen und mit Monsieur de Montigni's Dienern plaudern. Sie kommen gerade aus Italien, und werden Euch, wie ich nicht zweifle, sagen, wie viel hübscher die Mädchen in Frankreich sind, als jenseits der Alpen. Ich will mich selbst auskleiden, wenn ich schläfrig werde."

„In der That, Mademoiselle, ich begehre nicht mit ihnen zu plaudern," sagte Blanchette; „wenn ich mit irgend Einem schwatze, so ist es Alphonse, Monsieur de Chazeuls erster Kammerdiener. Er ist ein hübscher und ein munterer Mann, wie sein Herr. Ja, in Wahrheit, Monsieur de Chazeul, der sieht einmal einem rechten Manne gleich."

Rosa d'Albret wandte sich plötzlich gegen sie, heftete ihr Auge auf ihr Gesicht, und fragte: „Wie viel hat er Euch gegeben, Blanchette?"

„Guter Gott, Mademoiselle!" rief das Mädchen, und wurde purpurroth.

„Ja, Blanchette, ich wünsche es zu wissen," sagte Rosa; „sagt mir genau, wie viel er Euch gegeben hat. Diese feinen Herren glauben, das Herz einer Dame könne nie recht und förmlich gewonnen werden, ohne ihre Zofe zu bestechen; und daher werde ich genau nach dem Verhältniß der Kronen, die Ihr erhalten habt, berechnen können, wie hoch Monsieur de Chazeul meine Liebe anschlägt. Es ist mir ganz Ernst, daher paßt auf und rechnet genau!"

Das Mädchen erkannte sichtlich nicht recht, ob ihre Gebieterin ironisch spreche oder nicht; aber der Ton von Rosa d'Albret war so ernst, daß sie für das letztere sich entschied, und zögernd antwortete: „Nun, natürlich, Mademoiselle, hat er mir einige kleine Geschenke zu verschiedenen Zeiten gemacht, wie alle Herren thun, wenn sie verliebt sind."

„Kleine Geschenke!" rief Rosa in demselben Tone, „ha, dann schlägt er mich gering an. Aber zählt zusammen, Blanchette, zählt zusammen, wie viel im Ganzen."

„Nun, es mögen vielleicht hundert Kronen im Ganzen seyn, Mademoiselle," antwortete die Dienerin.

„Hundert Kronen!" rief Rosa d'Albret. „Ich bin mehr werth als das; und ich will Euch etwas sagen, Blanchette, Ihr seyd eine große Thörin, wenn Ihr je wieder ein Wort zu seinen Gunsten sagt, falls er Euch nicht das Dreifache gibt. So merkt Euch das, macht meine Haare auf und beeilt Euch."

Das Mädchen gehorchte den erhaltenen Befehlen, und verließ dann ihre Gebieterin nach deren Weisung. Im Augenblick jedoch, als sie fort war, schüttelte Rosa traurig den Kopf, brach in Thränen aus und rief: „Ach! daß sie mir so viel Gründe zum Argwohn geben! Ich werde verkauft und verhandelt wie Marktwaaren. Niemand kommt in meine Nähe, der nicht auf irgend eine Weise gewonnen und bestochen wäre. Ich kann mich an Niemand wenden, Trost, Mitgefühl oder Rath zu suchen. Was soll das Alles bedeuten? Soll ich glauben, daß es ihm um die arme Rosa

d'Albret zu thun ist? Nein, nein, er würde andere Mittel wählen, um Liebe zu gewinnen, wenn er irgend Liebe suchte. Aber ich will es erfahren, ich will in den Grund seines Herzens schauen, ehe ich ihm meine Hand gebe. — Ihm meine Hand geben? O Gott! denken müssen, daß der Tag so bald herannaht! — Aber ich will mir gründlichere Einsicht verschaffen; und wenn sie gegen mich solche List gebrauchen, so bin ich gewiß zu entschuldigen, wenn ich auch gegen sie auf ähnliche Weise verfahre."

Rosa d'Albret stützte ihr Haupt auf die Hand und versank in langes, bitteres Nachdenken; aber ihr Geist verfolgte jetzt eine andere Bahn; das Bild de Montigni's war vor ihr aufgestiegen. Auch wollte es sich nicht verbannen lassen, obgleich sie sich scheute, es stet und fest ins Auge zu fassen. „Er ist sehr wenig verändert," sagte sie bei sich selbst; „ich kann alle Züge des Knaben im Mann wieder finden. Er hat jedoch sein munteres, leichtmüthiges Lachen verloren — seine fröhliche Miene, welche rings um ihn her heiteres Licht verbreitete. Er ist ernst und finster geworden. Kann er zu leiden gehabt haben? Getäuschte Liebe vielleicht hat ihre traurige Wirkung auf sein Herz ausgeübt. Oh, daß ich ihn trösten könnte!"

Sie dachte wieder nach, und andere Bilder schienen sich ihr aufzudrängen; denn nach einem augenblicklichen stummen Nachsinnen sprang sie auf und schrie: „Gott verhüte es! Gott verhüte es! Ach, was würde die Folge seyn, wenn es so wäre? Ruin, Verderben, Jammer für Alle vielleicht! — Hätte ich doch von Anfang an festen Wider-

stand geleistet! Und doch habe ich noch nichts versprochen! Ich habe mich leidend gehalten in den Händen Anderer. Ich habe die Ankündigung meines Schicksals angehört und habe keine Antwort gegeben. — Am Ende ist es doch nur eine leere Einbildung. Er hat kaum mit mir gesprochen, hat kalt und finster mich angesehen — vielleicht ist er beleidigt — nein, nicht beleidigt; bekümmert, gekränkt, getäuscht vielleicht. Himmel! wohin führen mich meine Einbildungen? Und doch glaubte ich oft, wenn meine Augen den seinigen begegneten, in seinem Gesicht einen Ausdruck von Zärtlichkeit, beinahe von Mitleid, zu bemerken, traurig und doch freundlich-liebevoll. Oh, daß ich wüßte, was in seinem Herzen vorgeht! Doch was würde es nützen? — Ich weiß nicht. — Vielleicht nützte es doch so viel, uns Beide vom Elend zu retten — oder auch uns in noch größeres zu stürzen. Es ist nutzlos über solche Sachen nachzudenken; ich will dem Schicksal seinen Lauf lassen, und mein Benehmen so einrichten, wie die Gelegenheit es mit sich bringt. Aber ich darf wenigstens mich bemühen, einigen Aufschluß zu gewinnen über dieses Mannes Charakter und Absichten; und wenn ich einen mir eigentlich fremden Geist als Maske annehme, um die Tiefe des seinigen zu ergründen, so ist dieß gewiß verzeihlich, wo die Beweggründe dazu so mächtig sind. Ich fürchte — ich fürchte sehr, ich heirathe den kalten Betrug, den Verrath und die Nichtswürdigkeit. Lieber aber will ich sterben — lieber auf Alles, was ich habe, verzichten, mich, nöthigen Falls, in einem Kloster verstecken und mein Leben in Gebeten hinbringen. Aber ich will zuvor in

seinem Herzen lesen. Vielleicht thu' ich ihm Unrecht. Seine Beweggründe können großherzig und edel seyn, wenigstens weiß ich das Gegentheil nicht; und doch kann ich nicht umhin daran zu zweifeln. Wenn sie es wären, wozu dann solche schlaue Schritte, um mich mit Leuten zu umgeben, die ihn nur immer loben und rühmen? Es ist hier ein Mangel an Wahrheit und Natur, welcher auf Argwohn führt, ich mag wollen oder nicht. De Montigni's Kälte sogar hat mehr von Liebe an sich. — Der arme de Montigni! was mag ihn so verändert haben? Ich will Mittel ausfindig machen, mit ihm zu sprechen, und wo möglich, will ich ihn zu trösten suchen. Er pflegte mich sonst sehr zu lieben, als wir Beide jung waren; und wenn er einen schweren Kummer auf dem Herzen hat, wird es ihn aufrichten und ihm wohl thun, Worte der Theilnahme von dem Munde Rosa's d'Albret zu vernehmen. Ich habe ihn auch immer geliebt; und ich könnte ihn noch lieben — wenn es recht wäre."

Aber hier hielt sie inne, und wollte nicht darüber nachdenken, wie sehr sie ihn lieben könnte. Sie war wie ein Kind, das an den Rand eines Abgrundes kommt, halb hinunter schaut, und in Eile davon läuft, um nicht die volle Gefahr zu sehen und mit schwindelndem Gehirne hinabzustürzen.

„Horch!" fuhr sie fort, „da singt Chazeul in den Gemächern unten. Ich will das Licht auslöschen und mich zu Bette begeben. Er ist wie der Nachtrabe, der sich einbildete, eine Nachtigall zu seyn. Aber ich kann meine Ohren ver-

stopfen;" und sich entkleidend, begab sie sich zu Bette; aber der Schlaf blieb ihr ferne; und manche Stunde lag sie da, Plane in ihrer Seele bewegend, was sie morgen sagen und thun wolle. Immer drängten sich ihr Gedanken auf, vor welchen sie sich scheute; immer war, ehe sie sich's versah, ihre Phantasie mit de Montigni beschäftigt; immer stärker wurde ihre Abneigung gegen die Verbindung mit Chazeul, und erst als die halbe Nacht verflossen war, schloß sie endlich im Schlaf die Augen. Sie hörte spät Blanchette in das Vorzimmer kommen, wo das Bett der Zofe stand; sie hörte sie bald darauf tief Athem holen, in dem trägen, schweren Schlummer selbstsüchtiger Zufriedenheit; sie hörte einen Laut um den andern im Schlosse, welche anzeigten, daß Alle die Ruhe suchten; und endlich, als jedes andere Geräusch verstummt war, hörte sie die tiefe Glocke erst Eins, dann Zwei schlagen. Aber der dritte Stundenschlag fand ihre Sinne nicht mehr wach.

Es war heller Tag am andern Morgen, obgleich sie sonst früh aufzustehen pflegte, als ihr Mädchen ihr rief; und Rosa bemerkte sogleich, daß eine Erzählung laure hinter der vielsagenden Miene von des Mädchens Gesicht. „Nun, Blanchette," sagte sie, „was ist es? Ihr habt mir etwas Neues zu sagen. Sprecht schnell, Mädchen, denn ich warte nicht gern."

„Ach, du mein Herr! Mademoiselle," versetzte die Zofe, „ich habe eben jetzt so laute und hitzige Worte in der Halle gehört, zwischen dem Grafen, und Monsieur de Chazeul, und Monsieur de Montigni."

Die Farbe entfloh von den Wangen Rosa's; aber sie bot all ihre Kraft auf, um in ruhigem und gleichgültigem Tone zu fragen, was denn der Streit betroffen habe?"

„Das kann ich nicht sagen, Mademoiselle," versetzte das Mädchen, das, wie so viele Leute in ihrer Stellung nur Nachrichten sammelte, hinreichend um zu beunruhigen, aber nicht, um aufzuklären. „Alles was ich weiß, ist, Monsieur de Liancourt sah sehr zornig aus, und sprach sehr heftig, und der Marquis auch; und Monsieur de Montigni antwortete dem gnädigen Herrn kalt: 'Ich muß das aus ihrem eigenen Munde hören, Herr, ohne daß irgend Jemand zugegen ist, der ihr Zwang auferlegte.' Aber als Monsieur de Chazeul etwas sagte, was ich nicht hörte, wandte sich der Baron wie ein Löwe gegen ihn und antwortete: 'Schweigt, Herr! oder ich werde vergessen, daß Ihr mein Vetter seyd. Ihr habt meine Antwort gehört. Sey es nun, wie es Euch gefällt. Ich suche die Unterredung nicht, die zu bewilligen Ihr so sehr zu fürchten scheint, aber ohne sie gebe ich keines der Rechte, die ich besitze, durch Unterzeichnung der Papiere hin;' und dann versetzte der Marquis mit verächtlicher Miene: 'Ihr irrt Euch, Herr; ich fürchte durchaus nicht eine Besprechung zwischen einer Dame die mich liebt, und einem Knaben wie Ihr. Da ist keine gefährliche Nebenbuhlerschaft zu fürchten. So, um Frieden im Hause zu erhalten, sollt Ihr diese Besprechung mit ihr haben, und das recht bald;' und dann drehte er sich um, und näherte sich der Thüre, hinter welcher ich stand, und so eilte ich fort."

„Horch!“ rief Rosa d'Albret, „da pocht Jemand an der Thüre des Vorzimmers, sieh Wer da ist! Sage, ich sey nicht angekleidet, werde es aber bald seyn.“

„Es ist Monsieur de Chazeul, Mademoiselle,“ rief das Mädchen, nachdem sie draußen gewesen, und wieder zurückkam; „er trug mir auf, Euch zu sagen, das Wetter sey wärmer geworden, der Frost weg, und der Morgen heiter und sonnig; ob Ihr, wenn Ihr angekleidet, ihn auf den Wällen treffen wollet, denn er wünsche mit Euch zu sprechen?“

Rosa legte die Hand an die Stirne, sann einen Augenblick nach, und rief dann: „Ich will kommen. Schnell, kleidet mich an, Blanchette, ich will kommen.“

Ihre Toilette war viel schneller als gewöhnlich beendigt; und nach kurzer Frist schlüpfte sie, die große Halle vermeidend, mit pochendem Herzen und ungleichen Schritten einen Gang entlang, welcher gerade nach den Wällen führte. Ehe jedoch Rosa d'Albret die Thüre zwischen dem Hause und dem Wall öffnete, blieb sie stehen und sann einen Augenblick nach, preßte ihre Hand an die Seite, als wollte sie dem Schlagen des Herzens drinnen Einhalt thun, und schritt dann hinaus mit den Worten: „So — so soll es seyn!“

Chazeul schritt gerade in von ihr abgekehrter Richtung dem Ende des Walles zu; aber im nächsten Augenblick wandte er sich um, und als er sie erblickte, beschleunigte er ihr entgegengehend seine Schritte. Rosa schritt bedächtlich ihm entgegen, war aber nicht wenig überrascht, als, wie sie näher kam, Chazeul seine Arme um sie schlang und seinen

Mund auf den ihrigen zu drücken versuchte. Sie stieß ihn augenblicklich mit einer Miene entrüsteter Verachtung zurück, aber gleich darauf mäßigte und milderte sie wieder den Ausdruck ihres Gesichts, und sagte: „Nein, nein, Monsieur de Chazeul, Ihr vergeßt, daß Ihr noch nicht mein Gatte seyd und es vielleicht gar nie werdet. Daher, bitte ich Euch, nehmt Euch keine Freiheiten, oder ich gehe in diesem Augenblick wieder."

„Und es vielleicht gar nie werdet!" rief Chazeul. „Oh, das ist festgesetzt, so daß es durch keine Macht der Erde widerrufen werden kann, süße Rosa. Ich habe Eures Vormunds Versprechen, unterzeichnet und besiegelt, so daß entweder Rosa d'Albret mein Weib wird, oder eine klausurirte Klosterfrau auf Zeitlebens."

„Nun, das ist Eine Alternative jedenfalls, Monsieur," antwortete sie; „eine nicht sehr angenehme allerdings, und eine solche, auf die ich nicht gerne mich einließe; aber dennoch, betrachtet mich nicht als Eure Gattin, bis ich es wirklich bin; und nehmt Euch keine Freiheiten, wenn Ihr wollt, daß ich bei Euch verweilen soll."

„Ha, aber das ist etwas, das alle Liebende sich herausnehmen und gewähren," versetzte Chazeul; „indessen, sey es für jetzt wie Ihr es wollt, süße Rosa."

„Liebende!" wiederholte Mademoiselle d'Albret; „ich bitte Euch, faßt die Sache vom rechten Gesichtspunkt auf, Chazeul. Es ist besser, wenn wir einander vollkommen klar verstehen. Die vorgeschlagene Verbindung ist was man eine Convenienzheirath nennt. So betrachte ich sie,

und Ihr im innersten Herzen auch. Ich bin keine Person, die so leicht liebte. Ohne Zweifel werde ich meinen Gatten lieben, wenn er es einmal ist; mittlerweile aber ist Alles, was wir Beide erwarten, eine gewisse Veränderung unserer Lage und Stellung zum Bessern. Ich sehe die Sache ganz vernünftig an, und so auch Ihr, obgleich Ihr passend findet, eine kleine Leidenschaft zur Schau zu tragen. Nicht als ob ich fühllos wäre gegen den Vortheil, einen hübschen Gatten, einen Mann von Ruf und Auszeichnung zu haben; so wenig als Ihr dagegen, eine hübsche und gut gekleidete Frau zu bekommen; aber was die Hauptfrage betrifft, so kommen hier höhere Punkte in Betracht als bloße Neigung. Daher geht offen mit mir zu Werke, Chazeul, und macht nicht den unnöthigen Versuch, mich mit einem Schein von Leidenschaft zu täuschen, welche nichts mit der Sache zu thun hat.“

Hätte Rosa einen wärmeren Ton angenommen, so hätte wohl Chazeul sogleich Verdacht gegen sie gefaßt; aber ihr ruhiges und kaltvernünftiges Benehmen stimmte so mit seiner eigenen Ansicht zusammen, daß er selbst zu seiner Täuschung noch half; und sie für kalt und jeder heftigeren Leidenschaft unfähig ansehend, fühlte er sich des Gelingens seiner Anschläge gewisser als je. „Nun, Rosa,“ sagte er, „ich liebe Euch, was Ihr auch glauben mögt; und so liebt Ihr, glaube ich, auch mich. Aber um von den höheren Punkten zu sprechen, deren Ihr erwähntet: unsere Heirath ist gewiß, unter allen Gesichtspunkten betrachtet, die bestersonnene Verbindung dieser Zeit. Ihr wißt, daß

die Güter von Chazeul sehr groß sind, aber doch nicht groß genug, um mir die Macht und den Einfluß zu geben, die ich erlangen könnte. Die Güter von Marennes sind beinahe gleich bedeutend; und daher verdopple ich beinahe durch meine Vermählung mit Euch, gemäß den Wünschen Eures Vaters und Eures Vormunds, meine Wichtigkeit und das Ansehen meiner Stellung. Aber noch etwas Weiteres, theure Rosa, spricht zu Gunsten dieser Heirath; mein großmüthiger Oheim vermacht mir die sämmtlichen Güter von Liancourt, welche allem Uebrigen ein ungeheures Gewicht hinzufügen, so daß kein Mitglied des Heiligen Bundes — ja, kaum Mayenne selbst — im Stande seyn wird, sich an Reichthum und Einfluß mit mir zu messen. Glanz und Macht liegen vor uns, Rosa, um die uns Fürsten beneiden dürften; und es ist nur noch Eine Schwierigkeit da."

„Ha! was ist es?" rief seine schöne Gesellschafterin in lebhaftem Tone.

„Nun dieß," antwortete der Marquis, mit einem leisen Zögern; „der Knabe, de Montigni, wißt Ihr, ist hieher beschieden worden, um den Contrakt und die nöthigen Papiere zu unterzeichnen. Mein Oheim bietet ihm großmüthig, als seinen Antheil an der Erbschaft, alle die reichen Pfründen an, welche dem Hause de Liancourt zur Verfügung stehen. Er kann sie alle, außer dem Bisthum, übernehmen, ohne in die Kirche zu treten; aber wenn er sich entschließt, diesen Beruf zu ergreifen — und er taugt sonst zu nichts — so kann ihm leicht auch das Bisthum gesichert werden, und dann wird sein Antheil den Einkünften nach sogar noch

größer seyn als der meinige. Es ist jedoch, um spätere Streitigkeiten zu vermeiden, nothwendig, daß er eine Verzichtleistung auf die Güter unterzeichnet; dieß jedoch weigert er sich zu thun, bis —"

„Bietet ihm noch etwas mehr an," rief Rosa d'Albret, entschlossen ihn durch und durch auf die Probe zu stellen und kennen zu lernen; „gebt ihm auch noch das Gut Marcilly. Ihr werdet es kaum vermissen; und es könnte die Sachen leichter gehen machen."

„Es ist ein kostbares Gut," antwortete Chazeul, den Kopf schüttelnd; „aber das ist nicht die Frage, Rosa. Er will nicht unterzeichnen, bis er aus Eurem eigenen Munde hört, daß es Euer Wunsch ist, er möchte es thun."

„Ich will mit ihm sprechen," sagte die junge Dame. „Ich will sogleich mit ihm sprechen."

„Ja, aber hört mich erst an, süße Rosa," versetzte Chazeul. „Macht nur wenig Worte mit ihm. Sagt ihm blos, nachdem diese Heirath festgesetzt, und Eure Hand mir zugesagt sey, werdet Ihr durch sein Benehmen in große Verlegenheit gesetzt."

„Ich kann das mit Wahrheit sagen," antwortete Rosa d'Albret; „aber dann," fuhr sie fort, „wenn ich finde, daß er fest bleibt, darf ich ihm nicht Marcilly anbieten?"

„Es ist unnöthig," sagte Chazeul mit ungeduldiger Miene; „denn er hat sein Wort gegeben, und wird es nicht brechen, die Papiere zu unterzeichnen, wenn Ihr nur den Wunsch gegen ihn ausspricht, daß er es thun möchte."

„Oh, ich kann das nicht von ihm verlangen," versetzte

Rosa d'Albret, „ich kann das doch nicht geradezu und ausdrücklich von ihm verlangen, Monsieur de Chazeul.“

„Ei, und warum denn nicht?“ fragte Chazeul mit einiger Ueberraschung.

„Oh, aus vielen Gründen, die Ihr, hätte ich geglaubt, auf Einen Blick einsehen würdet,“ antwortete Mademoiselle d'Albret. „Erstlich würde ich mir dadurch eine Verbindlichkeit gegen ihn aufbürden, deren mich zu entledigen mir schwer werden dürfte. Alles was ich thun kann, ist, ihm aufrichtig zu sagen, was ich fühle, ihm die Verlegenheit zu entdecken, in welche diese Ereignisse mich versetzen, und ihm dann zu überlassen, mich daraus zu befreien, wenn er will.“

„Ah, da kommt Vater Walter,“ sagte Chazeul; aber diese Ankündigung machte Rosa d'Albret keine Freude; denn sie fühlte, daß es schwieriger seyn würde, seinem Auge die eigentlichen Gefühle ihres Herzens zu verhehlen, als dem Auge Chazeuls, der schon durch seine Zuversicht zu sich selbst verblendet war.

Zum Glück für sie jedoch hatte Vater Walter schon seine eigene Verfahrungsweise bei sich festgestellt; und im Vertrauen auf die Macht, die er immer über ihr Gemüth geübt hatte, gedachte er sie nicht durch Versprechungen zu binden, sondern durch Grundsätze, ganz außer Acht lassend, daß, wenn er selbst List und Trug begünstigte, der geringste Zufall das Ganze entdecken und offenbaren konnte, und sie von den Fesseln befreien, die er ihr anzulegen suchte. Wie er sich näherte, winkte er Chazeul bei Seite und sagte: „Ich habe eine Botschaft für Euch, Monsieur de Chazeul.

— Guten Morgen, meine Tochter, ich möchte in einem Augenblick ein Paar Worte mit Euch sprechen — jetzt Chazeul," fuhr er fort, als Rosa ein Paar Schritte sich entfernte, „was ist geschehen?"

„Sie gibt keine eigentliche und förmliche Zusage," sagte Chazeul, „aber sie gesteht, daß seine Handlungsweise sie in große Verlegenheit verwickle, und sagt, sie wolle ihm das erklären — aber ich bin überzeugt, sie wird thun, was wir wünschen. Indessen, vielleicht ist es besser, zu warten, bis meine Mutter kommt, ehe wir diese Besprechung bewilligen."

„Ich weiß nicht," versetzte der Priester nachdenklich; „wenn wir es thun, so wird es unmöglich seyn, de Montigni zu verhindern, in der Zwischenzeit Gespräche unter vier Augen mit dem guten alten Kommandeur zu pflegen, wozu es bis jetzt noch nicht gekommen ist, denn der alte Mann ist noch nicht auf, und der junge Mann wandelt in der Halle auf und ab. Aber wenn sie sich einmal sehen und die Angelegenheit besprechen, so wird der Umstand an den Tag kommen, daß Mademoiselle d'Albret in der That von ihrem Vater für Euren Vetter bestimmt war. Niemand kann sagen, welchen Eindruck das auf sie machen wird, und daher dürfte es besser seyn, ihre Unterredung stattfinden zu lassen, ehe er es weiß. Hat man einmal seine Unterschrift, so ist die Sache unwiderruflich. Bis jetzt weiß er nur ganz unbestimmt, daß er Ansprüche auf die Güter hat. Er macht sich freilich gegen sie ein Verdienst aus seiner Bereitwilligkeit, um ihres Glückes willen auf sein Recht zu verzichten,

aber das wird weit und breit nicht den Eindruck aufwägen, den wir auf ihr Gemüth gemacht haben mit der Vorstellung, daß sie, indem sie Euch heirathe, die Wünsche ihrer Eltern erfülle, und die von ihnen eingegangenen Verpflichtungen und Zusagen. Wir hatten freilich alles Recht, ihr diese Meinung beizubringen; denn im Augenblick, wo de Montigni auf die Güter zu Euren Gunsten verzichtet, werdet Ihr die in dem Kontrakt bezeichnete Person."

„Pah! das ist gleichgültig, ob es recht oder unrecht ist," erwiederte Chazeul; „wenn nur der Zweck erreicht wird. Aber ich sehe, was Ihr meint; Ihr habt Recht, wir müssen machen, daß die Unterredung vorüber ist, ehe er weitere Aufschlüsse bekommt. Dann, wenn einmal sein Wort gegeben ist, wird er nicht mehr von seiner Zusage zurück treten. Ich bin überzeugt, sie wird es thun, obgleich sie sagt, sie könne nicht ausdrücklich von ihm verlangen, daß er es thue, oder sich eine Verbindlichkeit ihm gegenüber aufbürden."

„Das ist nur um so besser," versetzte der Priester; „hätte sie zu viel versprochen, so hätte ich nach dem, was ich gestern Abend beobachtet habe, beinahe zweifeln müssen; aber jetzt geht Ihr zu Eurem Oheim und versichert Euch, daß keine Unterredung zwischen de Montigni und dem Kommandeur statt findet; und ich will sie in ihren Absichten bestärken, ich weiß recht gut wie. Ich will in zehn Minuten bei Euch seyn, und dann könnt Ihr de Montigni herauf schicken."

Mit diesen Worten trennten sie sich, und mit seinem gewohnten langsamen und bedächtigen Schritte näherte sich

de Montigni der Stelle, wo Mademoiselle d'Albret gedankenvoll auf den Festungswerken hin schritt.

„Ich wünschte eine Frage an Euch zu richten, guter Vater," sagte Rosa, selbst das Gespräch anfangend, um es nach der Richtung hin zu lenken, die ihr am besten zusagte; „und ich bitte Euch, mir offen und freimüthig zu antworten. Mein Mädchen sagt mir, sie habe diesen Morgen heftige Worte zwischen de Montigni und meinem Vormund wechseln hören. Was betrafen sie?"

„Wahrhaftig, Tochter," versetzte der Priester, ganz zufrieden, daß sie sogleich den Gegenstand auf die Bahn brachte; „ich kann Euch nicht genau sagen, was vorging; denn ich war nicht zugegen. Aber ich weiß, daß das Benehmen Monsieur de Montigni's dem Grafen großes Leidwesen verursacht, ihm seine Neigung entfremdet, und wenn nicht etwas geschieht, um ihn zu überzeugen, wie Unrecht er hat, werden wir, fürchte ich, Auftritte von Streit, Hader und Verwirrung bekommen, den Fluch langer und widerwärtiger Prozesse, ja und vielleicht selbst Blutvergießen."

„Wirklich!" rief Rosa mit ungeheucheltem Entsetzen. „Ach, das ist sehr schrecklich! Wie können wir dem Einhalt thun, guter Vater? — Was ist der Grund von dem Allem?"

Der Priester war sehr zufrieden mit der unmittelbaren Wirkung, die seine Worte hervorbrachten. „Niemand kann dem Einhalt thun," antwortete er, „wenn nicht Ihr selbst. Ich glaube, Eure Bitten würden mehr Eindruck machen auf das Gemüth Monsieur de Montigni's, als die von irgend sonst Jemand; und wenn es Euch mißlingt, muß man eben

der Sache ihren Lauf lassen. Aber in jedem Falle, wenn Ihr Euch bemüht, den Frieden wieder herzustellen, werdet Ihr das beglückende Bewußtseyn der erfüllten Pflicht haben. Der Fall ist dieser, mein Kind," fuhr er fort. ehe Rosa antworten konnte: „Ihr seyd verpflichtet, dem Monsieur de Chazeul Eure Hand zu geben, durch alle jene Verpflichtungen und Gründe, welche die gebieterischsten seyn müssen für eine Frau von richtigem Gefühl und guten Grundsätzen. Euer Oheim ist ebenfalls gebunden, durch den Sinn und Wortlaut seines Kontrakts mit Eurem Vater, diesem Eurem künftigen Gatten die Güter von Liancourt zuzusichern; zu diesem Behuf, und um Streitigkeiten und Prozesse zu vermeiden, ist es nöthig, daß Monsieur de Montigni Verzicht leiste auf alle Ansprüche, wirkliche oder vermeintliche, auf diese Besitzungen. Um ihm alle Ursache zur Klage zu benehmen, hat Euer Vormund höchst großmüthig sich dazu verstanden, ihm Einkünfte in gleichem Betrag, aus andern Quellen, zu überlassen, und zwar schon jetzt gleich. Aber Monsieur de Montigni widersetzt sich, führt laute und hitzige Reden, und das Einzige, was einige Wirkung bei ihm hervorzubringen scheint, ist der Gedanke, Euch wehe zu thun, die Ihr mit ihm wie eine Schwester erzogen wurdet."

Rosa schwieg nachdenklich einige Augenblicke, wirklich bewegt und gerührt; und der Priester, welcher jeden Wechsel in ihrem Gesicht mit seinen scharfen und geübten Augen beobachtete, glaubte schon fest, er habe den Sieg errungen. Diese Voraussetzung wurde in ihm bestärkt, als sie mit lei=

ser und bewegter Stimme sagte: „Schickt ihn zu mir, guter Vater, schickt ihn zu mir!“

„Das will ich, meine liebe Tochter,“ antwortete der Priester, „denn ich bin beinahe überzeugt, daß Ihr im Stande seyn werdet, ihn zu einer edleren und großmüthigeren Handlungsweise zu bereden. Ich brauche keine Ermahnungen Euch ans Herz zu legen, meine Tochter, allen Euren Einfluß zu benützen, um den Frieden in dieser Familie wieder herzustellen; aber laßt mich Euch sagen, daß Ihr, bei einem solchen Zweck, wohl gerechtfertigt seyd, wenn Ihr einigermaßen die Grenzen überschreitet, welche eine schüchterne und zartfühlende Frau gewöhnlich sich selbst zieht. Um dieses großen Zweckes willen dürft Ihr wohl wärmer und heftiger in ihn dringen, als Ihr sonst wohl vernünftig und schicklich fändet, und ihm als Beweggrund ans Herz legen die Aussicht, zu Eurem Glück und Eurem Frieden beizutragen, so wie auch, Ruhe und Behagen wieder herzustellen in einem Hause, wo Ihr immer wie eine Tochter behandelt worden seyd.“

„Schickt ihn zu mir, guter Vater,“ wiederholte Rosa d'Albret. „Ich weiß nicht, was ich sagen oder thun werde, um auf den gewünschten Zweck hinzuwirken; aber in frühern Zeiten war de Montigni immer großmüthig und selbstverläugnend; und wenn ich den Frieden wiederherstellen kann, ohne eine Handlung der Ungerechtigkeit, so soll mir hiefür kein persönliches Opfer von meiner Seite zu groß seyn, um es zu bringen.“

Sie sprach aufrichtig, und alle ihre frühern Gedanken

und Gefühle waren in Verwirrung gerathen; und mit blasser Wange und am ganzen Leibe zitternd setzte sie sich auf die Brustwehr und bedeckte sich die Augen mit der Hand.

„Ich will ihn diesen Augenblick schicken, mein Kind,“ versetzte der Priester, durch ihre sichtliche Gemüthsbewegung überzeugt, daß er die gewünschte Wirkung hervorgebracht hatte.

„Haltet, haltet einen Augenblick,“ sagte das schöne Mädchen mit stammelnder Stimme; „ich bin verstört, Vater; laßt mich erst einen Augenblick mich fassen und sammeln.“

„So lang Ihr wollt,“ versetzte der Priester; „aber je eher solch eine peinliche Scene vorüber ist, desto besser.“

„Jetzt,“ sagte Rosa d'Albret nach einer kurzen Pause, „jetzt, guter Vater; und heißt ihn sich beeilen, denn ich fürchte, mein Muth verläßt mich.“

„Gottes Segen sey mit Eurem guten Werke!“ rief Vater Walter, und mit einer tiefen Verbeugung des Hauptes entfernte er sich.

Mit raschen Schritten begab er sich nach der großen Halle, wo er Monsieur de Liancourt an einem Tische sitzen fand, dem Anschein nach einen Brief schreibend, obgleich das aufgeregte Zittern seiner Hand ihn in der Minute nicht mehr als ein oder zwei Worte hinmalen ließ. De Montigni schritt auf der andern Seite auf und ab, die Arme über der Brust gekreuzt und die Augen auf den Boden geheftet; und Chazeul stand da, mit dem Griff seines Schwertes spielend, nahe der Thüre, welche zum Wall führte.

„Alles ist in gutem Gang und gesichert,“ sagte der Priester mit leiser Stimme zu dem Marquis, als er eintrat. „Er hat den Kommandeur nicht gesprochen?“

„Nein, nein,“ flüsterte Chazeul, „aber der alte Mann muß jetzt bald herunter kommen. Es ist jetzt schon später als er gewöhnlich sich einfindet.“

„Der Wechsel der Witterung übt immer einen Einfluß auf seine Wunden,“ versetzte der Priester; „aber je eher dieß vorüber ist, desto besser. Monsieur de Montigni,“ fuhr er fort, durch die Halle schreitend, „Mademoiselle d'Albret wünscht mit Euch zu sprechen auf dem Wall.“

„Ganz gut,“ versetzte de Montigni, und ging nach der Thüre zu. Aber mitten in der Halle blieb er stehen, richtete stolz sein Haupt empor und fügte, zuerst Monsieur de Liancourt, dann Chazeul anblickend, hinzu: „Vergeßt es nicht, Ihr Herren, ich will und soll eine Stunde haben, wo ich nicht beobachtet, nicht behorcht werde, — wo man mir keinen Zwang auferlegt, ja, und mich nicht stört; und wenn in dieser Zeit Mademoiselle d'Albret ausdrücklich von mir verlangt, daß ich jene Papiere unterzeichne, will ich es vor morgen Mittag thun. Das ist unser Uebereinkommen.“

„So sey es,“ antwortete der Graf; und Chazeul nickte, mit einem sarkastischen Lächeln, bejahend mit dem Kopfe.

Neuntes Kapitel.

Das Herz der armen Rosa pochte, als sie sich auf die Zinnen setzte, Haupt und Arme auf das Steinwerk einer Schießscharte lehnend, so heftig, daß sie fürchtete ohnmächtig zu werden, ehe de Montigni erschiene. Es verlangte sie lebhaft, nachzudenken über Alles, was diesen Morgen statt gefunden, über ihre eigenen Empfindungen, über ihre Vergangenheit, über ihre künftige Handlungsweise. Aber ihre Ideen waren alle in einer wilden Verwirrung; und sie hatte nicht genug Herrschaft über ihren Geist, um irgend eine Ordnung und Klarheit in sie bringen zu können. Nach wenigen Minuten jedoch hörte sie einen Schritt; und sich umsehend nach der Thüre, welche über die Zugbrücke ins Schloß führte, sah sie de Montigni mit raschen Schritten auf sie zu kommen. Sie zitterte vor der Begegnung mit ihm, aber als sie ihn ansah, fand sie nichts Finsteres, Hartes oder Kaltes in seinem Angesicht. Es war vielleicht etwas ernst; aber doch war ein gewisses Licht in seinen Augen, ein Ausdruck von Hoffnung und von Genugthuung. Es glich mehr dem des Jünglings, der sie vor fünf Jahren verlassen hatte, als es ihr so erschienen war seit seiner Rückkehr; und wie er ihr nahe kam, streckte er seine Hand gegen sie aus und sagte: „Rosa! — liebe Rosa!"

Sie konnte dem Ton und dem Benehmen nicht widerstehen, sondern rasch aufspringend legte sie ihre beiden Hände in die seinigen, während ihr das Blut der innern Bewegung

warm in Wangen und Stirne stieg, und ihr ganzes Gesicht mit Einer Glut überzog. Im nächsten Augenblick schwammen ihre Augen in Thränen; aber de Montigni, ohne sie zu beachten, zog ihren Arm in den seinigen und führte sie nach der entfernteren Seite des Walles, während der gute alte Estoc, mit einem schweren Schwert an der Seite, auf der Zugbrücke sich zeigte, und über die Ketten sich hinab beugend, in die Tiefe unten hinab schaute.

„Trocknet Eure Thränen, theuerste Rosa," sagte jetzt de Montigni; „trocknet Eure Thränen und beruhigt Euer Herz, und hört mit Eurem ganzen Gemüthe einem Manne zu, der Euch immer geliebt hat, als Knabe, als Jüngling, als Mann — der bereit ist, auf Euer leisestes Worte hin jedes erdenkliche Opfer zu bringen, nur um Euch einen glücklichen Augenblick zu bereiten."

„Oh, de Montigni!" rief Rosa d'Albret aus, „sprecht nicht so zärtlich, sprecht nicht so freundlich mit mir, oder das Wenige von Ruhe, das Wenige von Herrschaft über mich selbst, das ich zu besitzen hoffen darf, geht ganz verloren."

„Nein, das darf nicht seyn, Rosa," antwortete de Montigni; „ich muß Eure vollste Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, theuerste Rosa, und ich bin nicht hieher gekommen um Euch zu beunruhigen oder wehe zu thun. Ich habe diese Besprechung gesucht, damit wir einander ganz klar und vollkommen verstehen, oder vielmehr, damit ich weiß und ganz sicher bin, daß ich bei Allem, was ich thue, wirklich Eure Wünsche und Euer Glück zu Rathe ziehe, und daß Ihr nicht

so wie ich, hinsichtlich der eigentlichen Umstände unserer Lage getäuscht werdet."

„Ach, de Montigni," versetzte seine schöne Gesellschafterin, „ich fürchte, keine Auseinandersetzung und Erläuterung kann mich aus der entsetzlichen Verwirrung und Bedrängniß befreien, in welche ich versetzt bin. Wahrlich, wahrlich, ich weiß nicht, wohin mich wenden und was thun. Ich würde Welten darum geben, ich wollte Alles thun, um den Frieden in dieser Familie wieder herzustellen; aber ich habe nicht das Recht, von Euch zu verlangen, Opfer zu bringen, ich habe nicht das Recht Euch Nachtheil und Verdruß zuzufügen."

„Sprecht nicht von Opfern, Rosa," versetzte de Montigni in traurigem Tone; „sprecht mir nicht von Opfern! Ich bin bereit, jedes zu bringen, Alles um Euretwillen, meine Theure. Ihr habt nichts zu thun als zu befehlen, und ich will gehorchen; aber unter der einzigen Bedingung, daß ich weiß, es gereicht zu Eurem Glücke; und zuerst, Rosa, laßt mich Euch dringend bitten, mir zu sagen, wie Ihr nach Eurer Ansicht in Betreff dieser Heirath steht?"

„Ich verstehe Euch nicht," versetzte Mademoiselle d'Albret, „was meint Ihr, de Montigni?"

„Wir haben nur eine Stunde, Rosa, für Alles, was wir uns zu sagen haben," antwortete de Montigni; „daher verzeiht mir, wenn ich Euch einfache und gerade auf die Sache losgehende Fragen vorlege über Gegenstände, wornach ich vielleicht nicht das Recht habe mich zu erkundigen; und antwortet mir offen und freimüthig — ich weiß, das

werdet Ihr. Zuerst, liebe Rosa, ist es Liebe, oder Pflicht, nach Eurer Ansicht, was Euch an Nicholas de Chazeul bindet?"

„Pflicht! Pflicht!" erwiederte Rosa lebhaft; dann legte sie die Hand auf ihre Stirne, sann einen Augenblick nach, und fügte mit einem schwermüthigen Kopfschütteln hinzu: „Liebe? Ach, nein! Ach, Liebe hat von beiden Seiten wenig mit der Sache zu thun."

„Dann sind beinahe alle meine Fragen beantwortet, Rosa," versetzte de Montigni, ihre Hand ergreifend und sie in der seinigen drückend.

„Nein, laßt das, laßt das, Louis," sagte seine Gesellschafterin; „Ihr regt mich auf, Ihr beunruhigt mich. Ich muß meine Pflicht thun, de Montigni; ich habe versprochen, mich zu bemühen, den Frieden in diesem Hause wieder herzustellen. Bedenkt es, ich muß gehorchen, — ich muß die von meinem Vater eingegangene Verpflichtung erfüllen."

„Dann, Rosa d'Albret," versetzte der junge Edelmann, „seyd Ihr die Braut Louis de Montigni's und nicht Nicholas de Chazeuls; die Braut dessen, der Euch von Kindheit an geliebt hat, nicht eines kalten und herzlosen Schurken, der nichts liebt als sich selbst."

Rosa d'Albret wandte sich, zog ihren Arm zurück und starrte ihn einen Augenblick blaß und mit sprachlosem Staunen an. Im nächsten Augenblick wurden auch ihre Lippen weiß, und sie wäre hingesunken, hätte nicht ihr Liebhaber sie in seinen Armen aufgefaßt.

Der arme de Montigni kannte das weibliche Herz we-

nig, und wußte schlecht zu unterscheiden zwischen den Wirkungen bloßer Gemüthsbewegung und der Betrübniß des Schreckens. Er trug sie mehr, als daß er sie führte, zu der Mauer hin, setzte sie in eine der Schießscharten, und beeilte sich, sie, wie er glaubte, wieder zu beruhigen; „Hört mich an, Rosa, hört mich an, theuerstes Mädchen," sagte er; „de Montigni gedenkt nicht, irgend einen Vortheil seiner Lage sich zu Nutze zu machen. Euch steht es zu, wie ich eben jetzt gesagt habe, zu gebieten, und mir, zu gehorchen. Ich bin bereit, auf ein Wort von Euch auf mein Erbe, meine Rechte, meine Hoffnungen zu verzichten, — ja, Rosa, selbst auf Euch, wenn es zu Eurem Glück erforderlich ist — ich verzeihe Euch, daß Ihr mich eben jetzt noch getäuscht habt. Wenn Ihr mir jetzt antwortet, daß Ihr diesen Mann liebt, so bin ich erbötig, bereitwillig Allem zu entsagen, selbst meiner neu erwachten Herzensfreude, damit Ihr Frieden habt. Ich werde bald auf irgend einem Schlachtfeld Ruhe finden."

„Ich habe nichts versprochen," murmelte Rosa d'Albret vor sich hin; „Gott sey Dank, ich habe nichts versprochen! Ich habe mich schweigend in das ergeben, was sie mir als meine Pflicht vorstellten — nichts weiter — Oh, nein, nein, Gott sey Dank, ich habe nicht mehr gethan;" und sie brach in einen leidenschaftlichen Thränenstrom aus. Nach einem Augenblick jedoch trocknete sie plötzlich wieder ihre Thränen und schaute auf. „Was habt Ihr gesagt, de Montigni?" rief sie; „sagt es mir noch einmal! Es ist mir wie ein Traum. Sagt es mir noch einmal. Gewiß

habt Ihr gesagt, ich sey nicht dazu verdammt, Chazeul zu heirathen?"

Louis de Montigni schaute sie an mit einer Miene, in welcher Ueberraschung und Freude und Dankbarkeit allmälig emporstiegen wie die wachsende Flamme auf einem Altar. „Oh, Rosa," sagte er, „Eure Worte geben mir das Leben wieder. Ja ich habe gesagt, Ihr seyet nicht dazu verdammt, Chazeul zu heirathen. Euer Schicksal hängt von Eurer eigenen Entscheidung ab, und von meinen Handlungen, welche nach Eurer Entscheidung sich richten. Hört mich an, Theuerste, und ich will Euch in wenigen kurzen Worten Alles erklären. Wir werden später viel zu besprechen haben, so merkt Euch jetzt jeden Punkt. Mein Oheim, der Kommandeur, wird Alles bestätigen, was ich sage, wenn Ihr an mir zweifelt."

„An Euch zweifeln, de Montigni? An Euch zweifeln?" fragte Rosa d'Albret, ihm ihre Hand hinbietend. „Eher wollte ich an mir selbst zweifeln. Aber sprecht, Louis, sprecht. Was habt Ihr mir zu sagen?"

„Eine kurze Geschichte, aber eine traurige," antwortete de Montigni. „Vor langen Jahren schon, als Euer Vormund, der Graf, vermählt war mit Eurer Tante, aber kinderlos, leistete der gute alte Kommandeur bei meines Vaters Verheirathung Verzicht auf alle seine Ansprüche auf die Güter von Liancourt zu Gunsten meiner Mutter. Ich ward daher der muthmaßliche Erbe; und Euer guter Vater schloß einen Kontrakt mit meinem Oheim, dem Grafen, nach welchem Ihr im Falle seines Todes, die Mündel von

Monsieur de Liancourt werden, und den Neffen heirathen solltet, an welchen seine Güter nach der natürlichen Ordnung fielen. Seither hat sich, wie ich finde, der Graf von gewissen Personen — meiner Tante Jacqueline de Chazeul, glaube ich, und ich fürchte auch von dem Priester, — bereden lassen, einen Anschlag zu begünstigen, dahin gehend, Chazeul an meiner Statt einzuschieben. Die einzelnen Umstände des Kontrakts sind Euch und mir geheim gehalten worden. Mich hat man weit weggeschickt, bis der ganze Anschlag reif war; Euch hat man gewöhnt, Euch als die verlobte Braut eines Andern anzusehen. Meine Verzichtleistung jedoch war nothwendig, damit sie, indem sie Chazeul zum Erben der Güter von Liancourt machte, Eurer Verbindung mit ihm Gültigkeit gäbe, welcher meines Oheims Vertrag mit Eurem Vater entgegen steht, so lange die Güter mir vermacht sind. Zu diesem Zweck ließ man mich aus Italien kommen, und hielt mich fortwährend in Unwissenheit über diese Umstände. Aber ich hatte nie Rosa d'Albret vergessen. Ich bebte davor zurück, durch meine Unterschrift, ohne weitere Erkundigung, mein Geburtsrecht zu verschleudern. Verzeiht mir, Rosa, verzeiht mir, wenn ich Euch gestehe, daß ich Alles gethan haben würde, um Eure Vermählung mit einem Andern zu verhindern, ja, sie auch nur um einen Tag, um eine Stunde zu verzögern. Dann kam der Priester, mit mir zu plaudern; und von ihm erfuhr ich — durch ein ihm wider Willen entschlüpftes Wort, glaube ich, — meine Ansprüche auf die Güter. In einer geheimen Unterredung mit meinem Oheim, dem Komman-

deur, erfuhr ich den ganzen Umfang meiner Rechte, und den Inhalt des von Eurem Vater unterzeichneten Kontraktes. Der ganze schurkische Anschlag wurde mir in der Kürze enthüllt; und mehr durch Andere aufmerksam gemacht, als durch eigene Zuversicht oder Anmaßung, lernte ich der Hoffnung Raum geben — was soll ich sagen? — daß Rosa d'Albret ebenso willig ihr Schicksal mit dem des Genossen ihrer Jugendjahre verbinden werde, als mit dem eines Mannes, den sie, wenn seine ganze List und Tücke entdeckt ist, bis auf einen gewissen Grad verdammen muß. Aber dennoch, Rosa, dennoch, wenn Euer Herz Euch zu ihm hinführt, sprecht nur das Wort aus! De Montigni ist der Eurige; ohne Euch bin ich nichts — Vermögen, Rang, Hoffnung, das Leben selbst ist mir ohne Euch eine Schaumblase. Allem will ich entsagen auf Euren leisesten Wink; und das Bewußtseyn, Euch durch mein Elend glücklich gemacht zu haben, soll der Trost meiner noch übrigen Tage seyn, das einzige Licht eines trüben Daseyns, die freundliche Hand, welche meine lebensmüden Augen im ersehnten Tode schließt. Aber wenn nicht — wenn Ihr nur durch ein kaltes Pflichtgefühl dazu gedrungen worden seyd, — wenn Ihr Euch Glück versprecht von der Verbindung mit demjenigen, der Euch immer geliebt hat — wenn Ihr Euer Herz hingeben könnt für eine Leidenschaft wie Ihr sie verdient — oh, Rosa, oh, meine Geliebte!"

Er streckte, wie er so sprach, die Arme gegen sie aus, die Mauer beschattete sie, daß sie nicht beobachtet werden konnten; er schmiegte sich näher und näher an sie; und Rosa

d'Albret, mit feuerrothen Wangen und überströmenden Augen beugte sich vor und schluchzte an seiner Brust.

„Du bist mein! Du bist mein! Du Theuerste, Geliebteste!“ rief de Montigni, sie an sein Herz pressend. „Aber horch!“ rief er, „da schlägt die Glocke zehn Uhr. Wir haben nur noch eine halbe Stunde, Rosa, alle unsere Plane ins Reine zu bringen. Indessen Du bist mein; und das müßte eine starke Hand seyn, die Dich von mir risse!“

„Aber, oh, de Montigni,“ rief Rosa d'Albret, sich seinen Armen entwindend und mit besorgtem Gesicht aufblickend, „wie wird das Alles enden? Es wird Streit geben — es kann zu Blutvergießen kommen!“

„Sey unbesorgt, meine Theure,“ antwortete der Geliebte. „Eben das möchte ich gerne vermeiden; und wenn Rosa d'Albret sich dazu entschließen will, de Montigni zulieb über einige kalte Schicklichkeitsregeln sich wegzusetzen, sich ganz einem Manne anzuvertrauen, der, wie sie schon anerkannt hat, ihr einige Zuversicht einflößt, an den Hof des Königs zu fliehen mit ihrem Verlobten, mit dem ihr durch förmlichen Kontrakt bestimmten Gatten, so werden alle Schwierigkeiten, alle Gefahren ein Ende haben; und in der Gegenwart unseres Fürsten, wo der ganze Adel von Frankreich Zeuge ist, wollen wir unsere Gelübde am Altar austauschen, mag Einsprache thun, Wer da will.“

„Fliehen! — Oh, Louis,“ rief Rosa d'Albret; aber im nächsten Augenblick schlug sie die Augen nieder, legte ihre Hand in die seinige, und fuhr in leisem Tone fort: „Aber ich bin die Eurige! Thut mit mir was Ihr wollt.

Ich weiß, Ihr werdet Euch kein Unrecht gegen mich erlauben!"

„Nicht um die Seligkeit des Himmels," antwortete de Montigni. „Aber es ist der einzige Weg, theure Rosa, um unzähligen Uebeln, Streit, Hader und tausend schwarzen und entsetzlichen, uns durch den dunkeln Vorhang der Zukunft verborgnen Dingen zu entgehen. Ihr müßt mit mir fliehen, theure Rosa. Ihr müßt heute Nacht noch mit mir fliehen."

„Heute Nacht!" sagte das Fräulein; „heute Nacht, Louis!" aber nach einem augenblicklichen Besinnen fuhr sie fort: „Ja es muß so seyn, glaube ich. Morgen möchte es zu spät seyn; und vielleicht lassen sie mich nicht wieder mit Euch sprechen, Louis."

„Wenn sie die Beschaffenheit unserer Unterredung entdecken, ganz gewiß nicht," versetzte de Montigni; „aber dieß müssen wir ihnen verhehlen. Ich bin nicht der Mann, der Euch Anleitung im Betrug geben möchte, theure Rosa. Gott verhüte, daß Ihr die strahlende Aufrichtigkeit verlöret, welche für die Seele das ist, was die warme Farbe der Gesundheit für das Angesicht. Aber diese Leute sind unrecht mit Euch und mit mir verfahren; Euch ohne langen Kampf und Streit aus ihren Händen zu befreien, dazu steht nur Ein Weg offen; und wir sind nicht verpflichtet, unsere Plane und Zwecke, unsere Absichten und Gefühle denjenigen zu enthüllen, welche ihr Wissen um dieselben nur mißbrauchen würden."

„Aber wenn sie mich fragen?“ sagte Rosa d'Albret; „was kann ich thun? was kann ich sagen?“

„Sagt so wenig als möglich, meine Geliebte,“ antwortete de Montigni. „Laßt Euch auf keine Einzelnheiten ein; sagt ihnen nur, Ihr habt mich sehr entschlossen gefunden; aber setzt hinzu, meine Entscheidung müsse mir anheim gestellt bleiben, nach dem, was Ihr mir gesagt, und Ihr glaubet, nach gehöriger Erwägung aller Umstände, ich werde thun, was recht sey. Seyd auch überzeugt, liebe Rosa, daß Ihr das zuversichtlich sagen dürft; denn ich will thun, was recht ist, bis aufs Aeußerste. Wenn sie dann genauer Euch auszuforschen versuchen, so weigert Euch keck, ihnen zu antworten. Sagt ihnen, alle Worte, die zwischen uns gewechselt worden, wieder erzählen, hieße mein Vertrauen verrathen, und das wollet Ihr nicht thun. Laßt Euch nicht von ihnen von einem Punkt auf den andern bringen, sondern beschränkt Eure Antwort auf die möglichst einfache Aussage.“

„Das will ich, das will ich!“ rief Rosa d'Albret; „ich weiß wie gefährlich es ist, mich von ihnen in Erklärungen und Erörterungen verwickeln zu lassen.“

„Und besonders hütet Euch vor dem Priester,“ fuhr der Liebende fort. „Er ist nicht ehrlich, Rosa, und hat sich auch zu ihrem Werkzeug hergegeben.“

„Ich fürchte, es ist so,“ antwortete die junge Dame. „Eben jetzt hat er mich zu täuschen gesucht, und es ist ihm zum Theil gelungen.“

„Laßt das nicht wieder vorkommen, meine Geliebte.“

sagte de Montigni; „aber noch eine Person ist, vor welcher Ihr Euch ebenfalls in Acht nehmen müßt. Ich meine Madame de Chazeul. Sie wird bald hier seyn, und obgleich ich vielleicht als Knabe sie hart beurtheilte, finde ich doch, daß mein guter Oheim, der Kommandeur, ihr leiblicher Bruder, nicht viel glimpflicher mit ihrem Charakter verfährt.“

„Wenn sie kommt, will ich mich verstecken,“ antwortete Rosa. „Oh, sie ist ein entsetzliches Weib! Ich habe sie immer gemieden; ich verabscheue immer ihre Gesellschaft. Ich erinnere mich wohl, daß sie Dinge gesagt hat, welche mir das Blut erstarren machten. Sie höhnt und spottet über den bloßen Gedanken von Ehre und Rechtschaffenheit; und mit ihrer Schlangenzunge möchte sie Einen glauben machen, daß kein Mensch tugendhaft sey, außer dem Scheine nach; und doch habe ich sie schon so bitter gegen Andere wegen leichter Fehler losziehen hören, als ob sie selbst keine hätte.“

„Sie ist auch ebenso verrätherisch als mißwollend, finde ich,“ versetzte de Montigni; „daher weicht ihr heute so sehr als möglich aus, Geliebteste.“

„Ich habe starken Kopfschmerz, Louis, in Folge aller der Gemüthsbewegungen,“ sagte Rosa; „aber ich bin froh darüber; denn es gibt mir eine triftige Entschuldigung, wenn ich mich wieder niederlege. Mit der Bürde dieses Geheimnisses auf meiner Brust, möchte ich um Alles in der Welt nicht einen Tag in der Gesellschaft dieser Frau zubringen. Sie würde alle Mittel aufbieten, um mich zu bewegen, ihr

Alles zu sagen, was vorgegangen ist, oder mich zu einer Lüge zu zwingen, um es zu verhehlen."

„Vielleicht ist dieser Plan der beste," erwiederte de Montigni; „aber vergeßt nicht, theure Rosa, Ihr müßt eine Stunde nach Mitternacht aufwachen und aufstehen, um mit dem Manne, der Euch liebt, zu fliehen."

„Aber wie, Louis, wie?" fragte Mademoiselle d'Albret. „Bedenkt, in Zeiten, wie diese, werden die Thore bewacht."

„Alles das ist ins Reine gebracht und vorgesehen," versetzte der Liebende. „Seyd nur bereit, meine Theure, zu der von mir genannten Stunde mit mir zu gehen. Nehmt wenig mit Euch; laßt Juwelen und Kleider und Alles zurück. Alles, was ich suche, Alles, was ich wünsche, ist nur Rosa selbst; und obwohl vielleicht, inmitten der Kämpfe und Kriege in unserem Land, Euer Vormund uns lange unsere Rechte auf Eure Erbschaft vorenthalten mag, hat doch de Montigni genug für sich und für seine Geliebte; und ich glaube nicht, daß Rosa murren wird über den Mangel an Glanz und Hoffahrt, wenn nur ihr Herz mit seiner Wahl zufrieden ist."

Rosa d'Albret sah ihn mit einem strahlenden Lächeln an; denn sie konnte nicht umhin, mit Freuden seine Gedanken und Gesinnungen denen Chazeuls gegenüber zu stellen. „Ich will bereit seyn, Louis," sagte sie, „und ich will bekennen, daß eine Krume Brod, mit einem Manne getheilt, der so denkt, wie Ihr, mir lieber seyn wird, als Glanz und Ueppigkeit mit einem Andern. Aber es ist noch eine

Schwierigkeit, Louis," fügte sie plötzlich hinzu, während das Lächeln verschwand, und ein ängstlicher Ausdruck an dessen Stelle trat. „Was soll ich mit meiner Dienerin Blanchette anfangen? Ich glaubte, das Mädchen sey ehrlich und treu, aber diese Leute haben sie bestochen. Jedermann, Wer sich mir nähert, scheint durch irgend welche Mittel gewonnen zu werden; und mit denen, die nicht so gewonnen werden konnten, haben sie mir schon lang keine vertrauliche Besprechung mehr gestattet. Selbst mit dem guten alten Kommandeur hat man mich, seit er vor etwa zwei Monaten von Paris hieher zurückgekehrt ist, nicht einen Augenblick sprechen lassen, ohne daß Jemand zugegen war. Aber Blanchette? was ist mit Blanchette anzufangen? Sie gestand mir diesen Morgen, daß sie von Chazeul mit Geschenken in ansehnlichem Betrage bestochen worden."

De Montigni sann nach. „Wir müssen eine Abhülfe finden, liebe Rosa," antwortete er endlich; „eine Person, welche die eine Bestechung angenommen, wird in der Regel eine zweite auch nicht ausschlagen, und ich muß Chazeul zu überbieten suchen. Aber warum soll sie überhaupt an der Sache Antheil nehmen? Warum soll sie auch nur davon erfahren?"

„Sie schläft im Vorzimmer," antwortete Rosa d'Albret. „Ich kann nicht hindurch gehen, ohne daß sie mich hört."

„Da ist ja auch das Fenster, theuerste Rosa," sagte der Liebende; „es ist nur wenige Fuß über dem Wall; und wir müssen dieß versuchen, wenn andere Auskunftsmittel fehl-

schlagen. In jedem Falle, seyd um Ein Uhr am Fenster. Ich will kommen, dort mit Euch zu sprechen, und Euch sagen, was verabredet ist. Ihr müßt aber ganz bereit seyn, geliebte Rosa; denn unsere Rettung und Sicherheit kann von einem Augenblick abhängen."

„Das Herz sinkt mir, wenn ich daran denke," erwiederte Rosa d'Albret. „Aber dennoch, Louis, dennoch will ich mich nicht bedenken; denn es ist das einzige Mittel, einem Schicksal zu entfliehen, dessen Elend ich jetzt erst ganz fühle: — aber wie soll ich wissen, daß Ihr am Fenster seyd?"

„Ich will mit der Spitze meines Schwertes hinauf langen und anklopfen," antwortete de Montigni; „und dann müssen wir leise sprechen, damit uns Niemand hört. — Horch! da sind Stimmen! Die Zeit ist zu Ende, vermuthe ich. Adieu, theuerste Rosa, Adieu! Seyd bereit, ich bitte Euch, sey bereit; denn ich bin überzeugt, daß das Glück mit uns seyn wird. Dennoch laßt uns jetzt ernste und nachdenkliche Gesichter zeigen; denn wir dürfen sie nicht merken lassen, daß wärmere Gefühle in unsern Herzen leben."

„Mir wird es nicht schwer fallen, ein ernstes Gesicht zu machen, Louis," versetzte das Fräulein; „denn es ist eine harte Nothwendigkeit, die mich zu dem treibt, was ich thue. — Aber horch! da ist sicherlich ein Streit und Hader entstanden!"

„Es ist gewiß Estoc, glaube ich, der den Chazeul nicht wird passiren lassen wollen," versetzte de Montigni.

„Geht, Louis, geht," rief Mademoiselle d'Albret,

„ums Himmels willen, laßt sie nicht lange sich streiten und zanken, — Adieu! Adieu!“

Sie befanden sich in diesem Augenblick auf einem Theile der Wälle, der, von der erwähnten Zugbrücke umbiegend, unter einem Bollwerk, der Kavalier genannt, sich hinzog, und dadurch dem Blick von den Fenstern des Gebäudes, so wie von der Brücke und vom übrigen Walle her entzogen war. De Montigni empfand eine lebhafte Versuchung, seine schöne Gesellschafterin noch einmal an sein Herz zu drücken, ehe er sie verließ; aber er hielt sich klüglich zurück, und wie er zu dem Kavalier hinaufschaute, hatte er Ursache über seine Selbstbeherrschung froh zu seyn; denn gerade über der Brustwehr wurde er theilweise des Kopfs eines Mannes ansichtig, der sie offenbar beobachtete.

So ergriff er denn Rosa's Hand, beugte sich darüber, und flüsterte: „Wir werden beobachtet, Rosa,“ und laut fuhr er dann fort: „Lebt wohl, denn, Mademoiselle d'Albret; ich will Alles erwägen, was Ihr gesagt habt;“ und dann trat er einen Schritt zurück, verbeugte sich tief, und entfernte sich, den Wall entlang.

Als er der Brücke ansichtig wurde, fand er, daß, wie er vermuthet, der gute alte Soldat sich Chazeul geradezu in den Weg gestellt hatte, und sein Schwert in der Scheide in der linken Hand haltend, bereit schien es zu ziehen, falls der Andere versuchen würde, vorzudringen. Chazeul wandte sich eben, um mit Jemand hinter ihm zu sprechen; und de Montigni hörte ihn laut ausrufen: „Ruft Monsieur de Liancourt herbei!“

Im Augenblick jedoch, wo Estoc des jungen Barons ansichtig wurde, welcher rasch den Wall daher geschritten kam, ließ er das Schwert wieder an seinen Ort gleiten, und gestattete Chazeul zu passiren. Wange und Stirne des Letztern waren feuerroth, und sein Auge flammte vor Zorn, als er ausrief:

„Das ist in der That sehr schicklich und bescheiden, Monsieur de Montigni. Vergeßt Ihr, daß Ihr in Eures Oheims Schloß seyd, daß Ihr so eine Wache auf seine Wälle pflanzt, um seiner Familie den freien Durchgang zu wehren?"

„Um dafür zu sorgen, Herr, daß sie mir ihr Wort halten," sagte de Montigni. „Ich weiß ganz wohl, daß ich nur wenig mehr Recht habe als Ihr, in diesem Hause zu befehlen; indessen laßt uns nicht streiten, Chazeul," fuhr er in ernstem Tone fort; „wir haben Dinge von größerer Bedeutung zu bedenken — ich wenigstens."

„Ja das glaube ich Euch gern," versetzte Chazeul mit triumphirendem Lächeln, da er aus seines Vetters Gesicht zu errathen glaubte, es sey Alles nach seinen Wünschen gegangen. „Nun, was ist das Ergebniß Eurer Besprechung?"

„Hievon später," antwortete de Montigni, weiter schreitend. „Nein, keine weitere Worte für jetzt, guter Estoc," fuhr er fort, als er den alten Soldaten Chazeul mit einem grimmigen Blick messen sah, „laßt das Vergangene vergessen seyn, wenn Ihr mich nicht kränken wollt."

„Aber Eine Warnung zuerst diesem jungen Herrn," sagte Estoc; „gebraucht nicht wieder solche Worte gegen

einen Franzosen von guter Geburt, Monsieur de Chazeul; denn ich sage Euch im Voraus, daß, wenn Ihr sie gegen mich ausstoßen solltet, ich Euch mein Schwert durch den Leib rennen werde, wie ich früher schon manchem bessern Mann, als Ihr seyd, gethan habe."

„Ihr dürftet finden, daß ich eine solche Ehre nicht so ganz ruhig hinnähme, Meister Estoc," erwiederte Chazeul; „aber ich werde Sorge tragen, daß Ihr für Euern Uebermuth gezüchtigt werdet von Solchen, denen es besser geziemt, sich mit Euch zu befassen, als mir;" und mit diesen Worten folgte er de Montigni über die Brücke und durch den Gang in die Halle.

Die Wahrheit zu sagen, es war Louis de Montigni nicht so ganz leicht ums Herz; denn er wußte nicht, wie lang er vom Kavalier aus mochte beobachtet und wie viel von dem, was sie gesprochen, mochte belauscht worden seyn. Das Wenige von dem Kopf eines Mannes, was er gesehen, erlaubte ihm nicht zu errathen, Wer es war, der den Lauscher gemacht hatte; und er hatte am meisten den Priester im Verdacht. Aber als er in die Halle trat, fand er daselbst den Vater Walter, während sein Oheim abwesend war; und im Augenblick darauf erschien Monsieur de Liancourt selbst mit einer so zufriedenen Miene, daß de Montigni's Besorgnisse wegen Entdeckung seines Geheimnisses verschwanden.

„Nun, Louis," sagte der Graf, „ich hoffe, Ihr habt jetzt Gewißheit, und habt Euch entschlossen, diesen eiteln

Widerstand aufzugeben, und diese Papiere endlich mit guter Art zu unterzeichnen."

„Ich habe versprochen, vor morgen Mittag meine Antwort zu geben," versetzte de Montigni mit einer Falte auf seiner Stirne; denn er war mißmuthig über die erbärmliche List, deren man sich gegen ihn bedient hatte. „Ehe ich jedoch etwas unterzeichne, muß ich die Papiere lesen und sie wohl erwägen; es ist doch nur billig, daß ich wisse, was man mir zu thun ansinnt."

„Ihr seyd mächtig weitschweifig und umständlich, Monsieur de Montigni," sagte Chazeul; „ich setzte voraus, Ihr würdet Euch entschließen auf das hin, was Mademoiselle d'Albret Euch zu sagen passend fand. Nun will ich das auf mich nehmen, zu versichern, daß sie Euch gebeten hat, sie zu unterzeichnen."

„Ihr irrt Euch, Monsieur de Chazeul," antwortete sein Vetter, sich finster gegen ihn wendend, „das hat sie nicht gethan."

„Ihr seyd zu offen und zu edel, mein Sohn, das bin ich überzeugt," bemerkte Vater Walter, „um zu Ausflüchten zu greifen; und wir haben allen Grund anzunehmen, daß, wenn die junge Dame Euch nicht förmlich und ausdrücklich gebeten hat, Euren Namen unter diese Urkunden zu setzen, sie doch ungefähr dasselbe gethan, und einen Wunsch ausgesprochen hat, daß es geschehen möchte."

„Ich habe alle Ursache das auch zu glauben," sagte Monsieur de Liancourt; „ja sogar, ich bin es überzeugt.

Kommt, Louis, seyd offen und sagt uns, was sie über die Sache gesprochen hat."

De Montigni sann einen Augenblick nach, und versetzte dann: „Unsere Unterredung war lang, Herr, und ich kann weder, noch will ich sie ganz wiederholen; aber die einzigen von ihr gesprochenen Worte, welche allenfalls der Deutung fähig waren, welche Ihr ihnen beilegen möchtet, waren, so weit ich mich derselben erinnere, die: sie wolle gerne Welten darum geben, sie wolle Alles thun, um den Frieden in der Familie wieder herzustellen; aber sie habe kein Recht, Opfer von mir zu verlangen, oder mir Nachtheil und Verdruß zuzufügen."

„Ich meine, nichts könne deutlicher seyn als dieß," sagte Vater Walter; „gewiß, mein Sohn, könnt Ihr nicht behaupten, ihren Sinn zu mißverstehen?"

„Ich behaupte auch gar nicht sie zu mißverstehen, guter Vater," antwortete der junge Edelmann; „und ich bin ganz und gar nicht aufgelegt zu streiten oder Ausflüchte zu suchen. Aber ich will mich in meinem ganzen Thun und Vornehmen nicht übereilen lassen. Ich will mich von dem leiten lassen, was Mademoiselle d'Albret ihrem Glück am zuträglichsten hält; und wie ich zuvor gesagt, vor morgen Mittag werde ich bereit seyn mit Entschiedenheit zu handeln. Inzwischen verlange ich diese Papiere zu sehen; und da es vielleicht nöthig seyn dürfte, daß ich Jemand bei mir habe, um mir beim Lesen zu erklären, was ich etwa nicht verstehe, möchte ich wünschen, daß Oheim Michael, oder

Vater Walter hier, oder Beide, bei mir wären, indeß ich sie durchsehe.“

„Oh, Vater Walter in alle Wege!“ rief Monsieur de Liancourt; „Ihr wißt, mein Bruder Michael, obwohl ein so guter Soldat, als nur je Einer lebte, ist nichts als ein Soldat. Er versteht diese Dinge gar nicht.“

„Und ich nur wenig,“ versetzte der Priester. „Indessen, wenn Monsieur de Montigni damit zufrieden ist, daß ich sein gelehrter Beistand sey, so bin ich ganz bereit, ihm alle in meiner Macht stehenden Aufschlüsse zu geben.“

„Madame de Chazeul kommt eben im Hof drunten an, gnädiger Herr,“ meldete ein Diener, in die Halle eilend und an Monsieur de Liancourt das Wort richtend.

„Ich muß hinab sie zu empfangen,“ rief der Graf. „Also ist es so verabredet, de Montigni, daß Ihr die Papiere mit Vater Walter lesen wollt? Bestimmt Ihr selbst die Stunde, und Ihr sollt sie haben.“

Mit diesen Worten eilte er fort; und nach einer weiteren Unterredung von wenigen Minuten mit dem Priester ging de Montigni, seinen Oheim, den Kommandeur, zu suchen, den er im Corridor auf- und ab wandelnd fand. Vater Walter blieb noch einen Augenblick und sprach mit Chazeul, aber der alte Kommandeur hatte kaum Zeit, zu seinem Neffen zu sagen: „Nun, Junge, nun, ist Alles in's Reine gebracht?“ und de Montigni, zu antworten: „Nach dem Wunsche meines Herzens, mein theurer Oheim,“ als man de Chazeuls Schritte in der Nähe hörte.

„Hole der Teufel den Burschen!“ sagte der alte Sol-

dat. „Als ich hörte, daß Ihr mit unserer lieben kleinen Rosa Euch besprechet, ging ich ihm aus dem Wege, aus Furcht mich zu verrathen; und nun ist er schon wieder da. Seht Euch wohl vor, Louis, seht Euch wohl vor und schweigt! Keine Kriegslist gelang je, außer bei geschlossenem Munde. — Ah, Chazeul, geht Ihr nicht Eure Mutter zu begrüßen? Sie ist im Hof drunten, sagt man mir."

„Sie wird sogleich hier seyn, Herr," antwortete Chazeul; „dann werde ich sie sehen," und sich zu ihnen gesellend, blieb er bei ihnen, mit der augenfälligen Absicht, eine vertrauliche Besprechung zwischen ihnen zu verhindern.

Zehntes Kapitel.

Selbst diejenigen, welche Frankreich in der neuesten Zeit besucht, die dieß reiche und fruchtbare Land von einem Ende zum andern durchreist, dessen am wenigsten besuchte Bezirke durchwandert, und die Winkel und Verstecke durchforscht haben, welche dem Auge des gewöhnlichen Reisenden nur wenig sich aufdrängen und darbieten, haben doch im Allgemeinen nur eine sehr schwache Vorstellung von dem Aussehen desselben in der Periode, in welche unsere Geschichte fällt. Wollten sie jedoch bei ihren Forschungen die Geschichte von Zeit zu Zeit zu Hülfe nehmen, so würden sie wohl Fragmente aus früherer Zeit entdecken, die sie in Stand setzen könnten, vor ihrem geistigen Auge ein treues Bild von Frankreich während der Kriege der Ligue herauf-

zubeschwören, wie ein Buckland oder ein Sedgwick mittelst der Zähne und Knochen längst ausgestorbener Thiere und durch die Blätter von Bäumen, die seit Jahrtausenden verschwunden sind, aus den Wogen der Zeit das Bild einer vergangenen Welt zu beschwören und zu gestalten, und sie mit wunderlichen Wesen zu bevölkern vermögen, dergleichen das Auge des Menschen im wirklichen Daseyn vermuthlich nie gesehen hat.

Das ganze Land gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, zerrissen von Parteien, verwüstet durch Raub und Plünderung, befleckt von Blutvergießen, wußte nichts von Handel, Manufakturen und Künsten; und der Ackerbau selbst, auf welchem der tägliche Unterhalt des Volkes beruhte, war von Angst und Gefahr begleitet. So waren Weiler und Dörfer in weiten Bezirken der fruchtbarsten Gegenden Frankreichs zerstört oder standen leer; die Häuser des Pächters und des Ackerbauers waren wenige geworden, und waren manchmal mit Gräben und Palisaden vertheidigt gegen die kleineren, plündernd im Lande herumziehenden Banden; der größere Theil der Bevölkerung hatte sich in die befestigten Städte zusammengezogen; und das übrige Königreich war übersät mit Schlössern und maisons fortes, gewöhnlich in ziemlicher Entfernung von einander, oft in den Händen von entgegengesetzten Faktionen, und immer zu entschlossenem Widerstand gegen feindlichen Angriff gerüstet.

In dem Theil des Landes, von welchem hier die Rede ist, waren diese Castelle des alten feudalistischen Adels ziem-

lich zahlreich; und wir müssen uns jetzt die Freiheit nehmen, den Leser für einige Zeit vom Schloß Marzay nach dem Schloß Chazeul zu versetzen, welches, wie er schon weiß, nicht weit davon entfernt lag. Wir müssen auch bis zu einer frühen Stunde am Morgen desselben Tages, von welchem wir bisher gesprochen haben, zurückgehen, damit die Leser dieser Blätter mit einigen Begebenheiten bekannt gemacht werden können, welche sich in diese Geschichte im Verlauf unserer Erzählung einweben.

Es war also früh am Tage — vielleicht ein wenig vor sechs Uhr; und obgleich schon etwas Grau sich mit der Schwärze des Himmels mischte, war doch das Licht eines Wintermorgens noch nicht so weit angedämmert, daß man in irgend einem der verschiedenen Gemächer des Schlosses hätte sehen können. Um diese Zeit saß in einem kleinen, einfach eingerichteten Zimmer, ziemlich hoch oben in einem der vielen Thürme, aus welchen das Gebäude bestand, ein sehr liebliches Mädchen, beim Licht einer kleinen Lampe eine Anzahl alter Briefe lesend, welche tiefe und schmerzliche Bewegungen in ihrem Herzen zu wecken schienen; denn die Thränen floßen ihr reichlich über die Wangen und füllten ihr Auge, während sie in ihrer dem Anschein nach sehr traurigen und kummervollen Beschäftigung fortfuhr.

Die Augen, welchen diese Tropfen so heftig entströmten, waren groß und kohlschwarz, aber sanft und doch glänzend, selbst wenn sie im Thau des Schmerzens schwammen. Auch ihre Haare und ihre schönen Augbrauen waren ebenso rabenschwarz, aber ihre Haut war schön hell und klar, und

ihre weichen Wangen hatten einen leisen Anflug von Rosenroth. Den Jahren nach mochte sie zwischen achtzehn und zwanzig stehen; sie war zart gebaut, aber ihre Glieder so wohl proportionirt und nach so außerordentlich schönen Linien von der großen Künstlerin Natur entworfen, daß jede Bewegung eine neue Anmuth offenbarte, ob sie nun, das Haupt auf die Hand gestützt, sich über das Blatt beugte, oder plötzlich die Blicke gen Himmel erhob, wie wenn sie Trost oder Gerechtigkeit von Oben erflehte.

Ihr Rücken, wie sie da saß, war der Thüre zugekehrt; und ihre ganze Seele war sichtlich versunken in ihre jetzige Beschäftigung — zu sehr darein versunken, wie sich zeigte; denn sie hörte nicht den Schritt auf der Treppe; sie hörte keine Hand an der Thürklinke; sie hörte keine Bewegung im Zimmer. Sie bildete sich ein, Alle im Hause, sie die Betrübte allein ausgenommen, schliefen ruhig bis zum Anbruch des Tages. Aber dem war nicht so; denn während sie sich über die Papiere beugte, ging die Thüre hinter ihr leise auf, und eine ältliche Frau, im Uebermaß nach der Mode des Tages gekleidet, obgleich im Reiseanzug, schaute herein, und blieb dann plötzlich stehen, als sie das Licht und die so eben beschriebene Gestalt erblickte. Ihre Züge waren adlerartig und scharf markirt, ihre Augen lebhaft und tief liegend, ihre Gestalt hoch und aufrecht, aber auf der verblichenen Wange war selbst zu dieser frühen Stunde des Tages ein Schimmer von Roth zu sehen, das — und es bedurfte kein sehr geübtes Auge, um dieß zu entdecken — von einer andern Hand aufgelegt war als von der der Natur

und auch ihre Augbrauen verriethen sich als Schuldnerinnen der Kunst.

Sie blieb, wie ich gesagt, einen Augenblick unter der Thüre stehen, trat dann mit geräuschlosem Schritte vor, denn die Pantoffeln von Pelz, welche sie angezogen hatte, um auf der Reise ihre Füße gegen die Kälte zu schützen, ließen sie ganz unhörbar auftreten; und sich der schönen Leserin von hinten nähernd, streckte sie ihren langen und etwas magern Hals vor und lugte über die Schulter derselben nach den Papieren auf dem Tisch.

Im nächsten Augenblick legte sie mit einem festen und schweren Griff ihre große magere Hand darauf, und das gute Mädchen, mit einem kurzen Kreischen aufspringend, stand vor ihr mit einem Gesicht und mit Lippen weiß wie der Tod, mit Augen, starr gaffend vor Ueberraschung und Angst, und mit so regungslosen Gliedern, als wäre sie in Stein verwandelt.

„Was ist das, Helene de la Tremblade?“ sagte die Marquise de Chazeul, in einem scharfen und gellenden Tone; „was ist das, Mädchen? Antwortet mir im Augenblick!“

„Oh, Madame, verzeiht mir! verzeiht mir!“ rief das arme Mädchen, ihr zu Füßen fallend.

„Euch verzeihen?“ sagte die Dame mit einem bittern Ausdruck des Gesichts; „ich will zuerst sehen, was ich zu verzeihen habe;“ und sie begann die Briefe zusammen zu raffen.

„Oh nein! nein! nein!“ rief die Andere, wieder auf-

springend, und versuchte sie ihr wegzureißen. „Ihr dürft nicht — nein, Ihr dürft nicht! Thut mit mir, was Ihr wollt; aber lest diese Briefe nicht. Sie sind mein, Madame — sie sind einzig und allein mein!“

Aber die Marquise stieß sie rauh zurück, daß sie auf die andere Seite des Zimmers taumelte, und rief zugleich: „Wie was, Trulle? Euer? Ich will jedes Wort lesen! Setzt Euch auf diesen Schemel, und rührt Euch nur vom Platz, wenn Ihr das Herz habt! — Aber ich will mich Eurer Person versichern!“ und sie raffte zuerst die Briefe zusammen, wandte sich dann nach der Thüre, verschloß sie, schritt dann wieder an den Tisch zurück und legte den Schlüssel darauf, während sie sich einen Sitz der armen Schuldigen gegenüber hinrückte und wiederholte: „Setzt Euch, im Augenblick!“

Das unglückliche Mädchen gehorchte, und bedeckte sich das jetzt purpurrothe Gesicht mit ihren zitternden Händen; und Madame de Chazeul, die Lampe näher zu sich hin rückend, fing jetzt den zu oberst liegenden Brief zu lesen an, wobei sie unter das Lesen hinein ihre Bemerkungen machte, mit einer tiefen, heiseren Stimme, wie das Kreischen eines Raben gegen Anbruch des Tages. „Ha!“ sagte sie, als sie begonnen hatte, „Chazeuls Hand! Gut! Ich hätte das errathen können. ‘Ewige Liebe und Leidenschaft.’ — Narr! Es ist nichts ewig als die Narrheit!“

Weiterhin jedoch schien sie auf Gegenstände zu stoßen, welche sie tiefer und lebhafter beschäftigten; denn sie hörte jetzt auf, vor sich hin zu murmeln, ihre Stirne legte sich in

noch schwerere Falten, und ihre kleinen schwarzen Augen flammten in verdoppelter wilder Heftigkeit. „Wie? wie?“ schrie sie, nachdem sie beinahe mit dem Briefe zu Ende war; „und ist es so? Was brauche ich noch mehr? Das ist genug, so wahr ich lebe. — Oh, niederträchtiges Mädchen! Aber ich will weiter lesen — ich will mehr erfahren!“ und sie schlug ein anderes Blatt um.

Nachdem sie noch etwas weiter gelesen, legte sie den Brief wieder auf den Tisch und starrte ihn einige Augenblicke finster an, während ihre Gedanken offenbar in weiter Ferne schweiften; dann wandte sie sich gegen das arme Mädchen, welches noch, das Gesicht in ihren Händen verbergend, da saß, und sagte: „Kommt hieher!“

Das Mädchen gehorchte mit langsamen, zitternden und unsichern Schritten, und wagte nicht die Augen zu erheben. Als sie ihr jedoch nahe gekommen, sank sie wieder auf ihre Kniee vor dem harten und herzlosen Weibe, in dessen Gewalt sie war, und hob ihre Hände empor mit den Geberden einer Flehenden; aber einige Augenblicke versagten ihr die Lippen den Dienst und man hörte keine Stimme, keinen Laut. Endlich, als sie sprach, brachte sie nur die Worte hervor: „Verzeiht mir, oh! verzeiht mir!“

„Vielleicht thu' ich es,“ versetzte die Marquise in einem etwas milderen Ton, obwohl zu gleicher Zeit ein lauerndes Hohnlächeln im Winkel ihres Mundes zu sehen war, das eben nicht sehr wohlwollende und barmherzige Gefühle verrieth; „vielleicht thu' ich es, wenn Ihr mir augenblicklich ein vollständiges Bekenntniß ablegt. Sagt

mir, wie das Alles so gekommen ist ohne alle Bemäntlung; und vielleicht läßt sich Eure Schande verheimlichen. Sprecht, Mädchen, sprecht!"

„Oh! was kann ich sagen?" schluchzte das unglückliche Mädchen; „Ihr wißt jetzt Alles; Ihr seht, welche Worte er gebrauchte, welche Versprechungen er mir machte; Ihr wißt, daß ich ganz seiner Führung überlassen blieb; oft, wenn Ihr weg waret, ist er ganze Wochen aneinander hier gewesen; wenn Ihr hier waret, ließ man ihn immer um mich seyn. Lange widerstand ich — zwei Jahre lang; beständig, seit der Zeit wo mein Oheim mich zu Euch brachte, hat er mich verlockt, mich bestürmt, mir Alles gelobt und ich wies ihn zurück. Aber ich war wie eine belagerte Stadt ohne Hülfe und Beistand, und ließ mich endlich bewegen mich zu ergeben, als vielleicht die Befreiung in der Nähe war."

„Ohne Hülfe und Beistand, elendes Mädchen!" schrie Madame de Chazeul; „warum habt Ihr es nicht mir gesagt? Dann würdet Ihr bald Hülfe gefunden haben."

„Ach, Madame!" versetzte Helene de la Tremblade, „ich sagte es Euch anfangs, als seine Worte noch nicht so deutlich waren; und Ihr verspottetet und verhöhntet mich, bis ich nichts mehr zu sagen wagte; und nach diesem fing ich an ihn zu lieben. Dann wagte ich um seinetwillen nicht mehr zu sprechen."

„So wäre es also meine Schuld, nicht wahr?" sagte die Marquise mit einer Miene hochmüthiger Verachtung. „So ist es immer; wenn eine thörichte Person eine Thor-

heit begeht, so ist es immer deßwegen geschehen, weil eine andere Person ihr nicht rieth oder half. War ich die Schutzwache Eurer Tugend, Mädchen?“

„Ihr hättet es seyn sollen,“ erwiederte Helene de la Tremblade, und ein augenblicklicher Funke der Entrüstung stieg auf in der Brust des getretenen Wurmes; „Ihr hättet es seyn sollen, gegen Euren eigenen Sohn.“

„Ha!“ rief die Marquise mit flammenden Augen; aber dann, sich wieder bezwingend, fragte sie: „Wer hat diese Briefe gebracht? Wer war der Kuppler Eurer Schuld?“

„Nein, fragt mich das nicht,“ sagte die unglückliche Inquisitin; „zürnt auf mich, wenn Ihr wollt; fragt mich über mich aus, was Ihr wollt; aber schüttet, oh schüttet Euern Grimm nicht auf Andere aus!“

„Wollt Ihr es sagen?“ schrie die Marquise in wüthendem Tone. „Im Augenblick, wollt Ihr es sagen?“

„Nein, nein!“ antwortete Helene in flehendem Tone. „Ich kann nicht, ich will nicht. Er wußte nicht, was er brachte.“

„Ihr wollt nicht!“ wiederholte die Marquise finster. „Ihr wollt nicht! Mädchen, Ihr sollt! Seyd Ihr nicht in meiner Gewalt?“

„Ihr habt keine Gewalt mich zu zwingen, einem Andern zu schaden,“ versetzte Helene kummervoll; „ich habe mir selbst genug geschadet; Euer Sohn hat mich verführt, zu Grunde gerichtet, verrathen. Trotz allen diesen eigenhändig von ihm geschriebenen Versprechungen und Gelübden ist er jetzt im Begriff, eine Andere zu heirathen, die zu hei-

rathen er kein Recht hat. Gewiß ist dieß Elend genug; und ich will nicht mein Herz so gramvoll machen, als es seyn müßte, wenn ich das Verderben eines Andern zu dem meinigen ihm aufbürdete.“

„Gelübde! Versprechungen! kein Recht sie zu heirathen, elendes Mädchen! Ich will Euch bald zeigen, was solche Versprechungen sind!“ und den ganzen Haufen Briefe aufraffend, hielt sie sie über die Flamme der Lampe.

Vielleicht gegen die Erwartung der Madame de Chazeul machte Helene de la Tremblade nicht den mindesten Versuch, ihr Einhalt zu thun. Ob sie fühlte, daß ihre Stärke nicht groß genug war, um mit dem hochgewachsenen und männlichen Weibe zu ringen, welches ihr so den einzigen Beweis der Versprechungen, durch welche sie betrogen worden war, zu nehmen im Begriffe stand, oder ob die Fühllosigkeit der äußersten Verzweiflung sie zurückhielt, kann ich nicht sagen; aber sie stand da, regungslos obwohl nicht unbewegt, die jetzt thränenlosen Augen voll Kummer und Gram, mit zitternden Lippen, die aber keinen Laut vorbrachten. Oh! Wer vermöchte die dunkeln und schrecklichen Gefühle im Herzen des armen Mädchens zu beschreiben in diesem Augenblick, wo sie, zu aller Bitterkeit, Schaam und Kummer der Sünde hin, zu ihrer verrathenen Liebe, zerstörten Hoffnung und erstickten Neigung, auch noch alle Zeugnisse der Listen und Künste, welche zu ihrer Täuschung und Verführung benützt worden waren, in ihrer Gegenwart mußte vernichten sehen — vernichten Alles,

was ihre Aufführung wenn auch nicht entschuldigen, doch in milderem Lichte erscheinen lassen konnte?

Die Flamme ergriff im Augenblick die Briefe, und mit entschlossener Hand hielt die Marquise die Papiere, bis das Feuer sie beinahe sengte, warf dann die übrigen Stücke auf den mit Backsteinen gedeckten Boden, und nachdem sie verzehrt waren, wandte sie sich mit einem bittern, höhnischen Lachen gegen die arme Schuldige und rief aus: „Jetzt sprecht noch von Versprechungen und Gelübden!“

„Sie sind im Himmel angeschrieben, wenn auch nicht auf Erden,“ versetzte Helene de la Tremblade, und sah ihr ins Gesicht mit einer Festigkeit, die sie nur noch wüthender machte.

„Im Himmel!“ rief sie aus, in verachtendem Tone; „im Himmel! wagt Ihr vom Himmel zu sprechen? Närrin, wenn das Eure Hoffnung und Zuflucht ist, so will ich Euch Eure Handlungsweise wenigstens auf Erden bereuen machen!“ Dann trat sie an die Thüre, schloß sie auf, kam wieder zurück, ergriff das arme Mädchen beim Arm und schleppte sie hinter sich her die Treppen hinab und durch die langen Corridore des Schlosses bis in die äußere Halle.

Jetzt kam noch der allerbitterste Augenblick für das unglückliche Opfer — die Halle war voll von Dienerschaft, zu einer Reise gerüstet. Da waren Diener und Bewaffnete, die zwei Zofen der Madame de Chazeul, und ein munterer Page mit einer der Letzteren scherzend. Aller Augen waren auf sie geheftet, als sie von der Marquise herbeigeschleppt und in ihre Mitte gebracht wurde; und oh! wie dankbar

wäre sie gewesen, wenn nur die Erde sich aufgethan und sie verschlungen hätte.

„Macht die Thüre auf!“ schrie Madame de Chazeul. „So, reißt sie weit auf. Jetzt, Dirne, packt Euch fort, und tragt Eure Schande an irgend einen Ort, wo sie käufliche Waare seyn mag!“

„Oh, Gott!“ schluchzte Helene de la Tremblade, in Todesangst die Hände ringend, „ist es denn möglich? Habt Ihr — habt Ihr kein Mitleid? Wenigstens laßt mich mit nehmen, was mein ist!“

„Fort, Nichtswürdige, fort!“ schrie die Marquise, mit den Füßen stampfend. „Jagt sie hinaus, jagt sie hinaus, sage ich!“

Niemand rührte sich, dem grausamen Befehl zu gehorchen; aber Helene wandte sich und schüttelte die Hand, durch die erlittene grausame Behandlung zu einiger Festigkeit gekräftigt. „Das wird nicht nöthig seyn, Madame,“ sagte sie. „Ich gehe, und wenn Ihr vor dem schauerlichen Richterstuhl Gottes steht, alle Eure Sünden auf Eurem Haupt; wenn Alles, was Ihr Euer Lebenlang gethan habt, wie ein Gemälde vor Euren Augen aufsteigt, mögt Ihr dann einen barmherzigeren Richter finden, als Ihr gegen mich gewesen seyd.“

„Fort mit Euch, fort mit Euch!“ schrie die Marquise, das roheste Scheltwort hinzufügend, das in der französischen Sprache gegen eine Frau gebraucht werden kann. „So ist es immer mit solchen Nichtswürdigen wie Ihr, wenn man sie über ihren Sünden ertappt, fangen sie an fromm zu

salbadern. Fort mit Euch, sage ich, und laßt uns nichts weiter hören."

Helene wandte sich und schritt langsam auf die Thüre zu; der Page aber lief ihr nach und rief: „Da ist Euer Schleier, Mademoiselle; Ihr habt ihn gestern Nacht verloren."

Helene nahm ihn, aber ehe sie ihm danken konnte, schritt die Marquise vorwärts und ertheilte ihm einen Schlag ans Ohr, der ihn zu Boden warf, und schrie: „Wer hat Euch geheißen, Euch einzumischen, frecher Laffe?"

„Ach, der arme Knabe!" schluchzte Helene, und mit Thränen in den Augen verließ sie das ungastliche Haus, in welchem ihre Tugend und ihr Glück für immer geopfert worden waren.

Eine Strecke weit wanderte sie zu, ganz ohne zu wissen, wohin sie ging. Wir dürfen nicht sagen, sie habe an ihre gegenwärtige Lage, an die Vergangenheit oder an die Zukunft gedacht; denn in ihrer Seele waren gänzlich keine Gedanken. Es war nichts darin als Verzweiflung; sie fragte sich selbst nicht, wohin sie gehen, wie sie ihre Handlungsweise einrichten, welchen Zufluchtsort sie suchen, wie sie sich auch nur die nöthige Nahrung verschaffen sollte. Die vorherrschende Empfindung, wenn irgend eine vorherrschte, war der Wunsch zu sterben; und jede Straße, die sie von dem verhaßten Hause wegführte, galt ihr gleich.

Dieser verstörte Seelenzustand dauerte einige Minuten, bis ein kleines Gehölz sie den Augen derer im Schlosse entzog; aber immer noch schritt, oder vielmehr lief sie weiter;

denn ihre Schritte wurden, bei dem heftigen Ungestüm ihrer Gefühle, mit jedem Augenblicke rascher. Endlich hörte sie den Schall von Hufschlägen von Pferden und das rasselnde Getöse von Wagenrädern, und eine schwache, dämmernde Erinnerung, als habe sie die schwerfällige Kutsche der Madame de Chazeul reisefertig vor den Thoren stehen sehen, brachte sie auf die Vermuthung, sie werde von dem entsetzlichen Weibe verfolgt; ein plötzliches Gefühl von Angst bemächtigte sich ihrer, sie sprang zwischen die Bäume hinein und verkroch sich hinter einigem Buschwerk.

Hier konnte sie den ganzen Zug vorbeikommen hören; und wie sie den Hügel hinunter zogen, sah sie die wohlbekannten Farben und Gestalten langsam dahin sich bewegen, bis sie, als sie begannen, die entgegenstehende Anhöhe hinanzusteigen, plötzlich Halt machten und eine Berathung einzutreten schien. Nach wenigen Minuten lösten sich zwei Reiter von den Uebrigen ab, und ritten im Galopp durch den Wald nach dem Schloß zu, die arme Helene aber blieb in ihrem Versteck, und während dessen wurde die Bewegung und der Aufruhr in ihrem Herzen und in ihrem Gehirn etwas ruhiger; und mit einem langen und bittern Thränenstrom trat auch wieder einiges Nachdenken ein. Aber oh! wie schrecklich war die Ueberlegung! wie bejammerte sie ihre eigene Thorheit, die sie ins Verderben stürzte! wie verödet und trostlos war ihr Herz! wie hoffnungslos, wie ganz hoffnungslos schien ihre Lage!

Wo konnte sie ihr Angesicht verbergen? fragte sie sich selbst — wo ihre Schande verstecken? — wo sich selbst ver-

bergen vor den Augen aller Menschen? — Wer sollte ihr helfen? — Wer sollte ihr beistehen? — Wer nur Ein Wort der Theilnahme, des Trostes, der Aufrichtung ihr sagen? Niemand, Niemand! Von dem Mitgefühl der Tugendhaften und Rechtschaffenen hatte sie sich für immer ausgeschlossen! Sollte sie sich zu den Verworfenen und Lasterhaften gesellen? — sollte das Böse ihr Gut werden? — sollte moralischer Tod ihr das zeitliche Leben eintragen? Ha, nein! eher wolle sie sterben, dachte sie, tausendmal lieber sterben; und sie verabscheute sich selbst wegen ihrer frühern Schwäche mehr, als Viele, die sich selbst für tugendhaft halten, sich wegen wirklicher Verbrechen verabscheuen würden.

„Warum sollte ich hier bleiben?“ fragte sie sich endlich. „Ich bin eine Ausgestoßene, eine Bettlerin; mein Vater und meine Mutter liegen im Grabe; meines Oheims Angesicht darf ich nicht sehen — ich habe Niemand, den ich aufsuchen könnte — ich habe keine bestimmte Straße zu wählen: die weite Welt liegt vor mir; ich muß mich dem Schicksal überlassen;“ und sie stand auf, und indem das Gefühl trostlos einsamer Verzweiflung sich ihrer aufs Neue bemächtigte, verfolgte sie den vor ihr liegenden Pfad, bog dann in einen andern ein, wanderte dann auf einem dritten fort, und ging so beinahe anderthalb Stunden weiter, indeß verschiedene Landleute, welche an ihr vorbeikamen, sich umkehrten, und erstaunt ein so schönes und zartes Geschöpf in der Irre dahin laufen sahen, mit ins Leere hinaus starrenden Augen, mit Thränen im Gesicht, und zu einer so frühen Morgenstunde.

Endlich fühlte sie sich müde; und mit fühlloser Gleichgültigkeit gegen Alles, was sie betreffen mochte, setzte sie sich auf einen Stein, zu den Füßen eines hölzernen Kreuzes, welches von einer frommen Hand unter einem hohen, mit Bäumen bedeckten Bühl errichtet worden war, von welchem der Schnee, jetzt bei der ersten Wärme des Frühlings schmelzend, von Zeit zu Zeit in großen Massen herabglitt, oder tausend kleine Bäche herabsandte, welche die Straße beinahe in einen Fluß verwandelten.

Die arme Helene jedoch beachtete das nicht; sie kümmerte sich nicht um die Kälte und die Näſſe. Die körperlichen Unbehaglichkeiten, die sie erduldete, hatten fast keine Wirkung auf sie; und wenn sie sie überhaupt empfand, so war es nur als Dinge, welche ihr die hoffnungslose Trostlosigkeit und Verlassenheit ihrer Lage nachdrücklicher vergegenwärtigten. So neigte sie, nach ein Paar Minuten der Rast und des Nachdenkens, ihr schönes Haupt wieder in die zarten Hände herab, und weinte lang und bitterlich.

Während sie in solcher Traurigkeit dasaß, ließ sich der Laut von Hufschlägen eines Pferdes hören, welches in raschem Schritt die nasse, mit Wasser bedeckte Straße daher kam. Sie achtete nicht darauf, und der Reiter plätscherte an ihr vorbei, dem Anschein nach ohne sie zu bemerken. Dem war jedoch nicht so, und nach etwa hundert Schritten zog er den Zügel seines Pferdes an und kehrte wieder um. Nach wieder einer Minute hielt er neben ihr; und sie hörte eine freundliche und gutmüthige Stimme rufen: „Was ists

mit Euch, junges Fräulein? Hat Euch Jemand ein Leid gethan?"

Helene de la Tremblade sah auf, und erblickte in der Person, die sie angeredet hatte, einen Mann mit offenem und treuherzigem Gesicht. Er trug ein braunes Kleid von einfachem, rauhem Tuch, und schien ein wohlhabender Landsmann von etwa vierzig Jahren zu seyn, obgleich sein Bart und Schnurrbart schon etwas grau waren. Er hatte einen Ausdruck von angenehmer und intelligenter Theilnahme in seinem Gesicht, der ihrem erkälteten Herzen wieder einige Hoffnung hätte geben können, denn er verkündete Mitgefühl; aber sie antwortete in traurigem und bitterem Tone: „Ach! ich habe mich selbst ins Unglück gebracht!" und brach in einen neuen Thränenstrom aus, als diese Worte des Vorwurfs gegen sich selbst über ihre Lippen kamen.

Der Mann sah sie einen Augenblick schweigend an, wie es schien betroffen über den Contrast ihres Anzugs mit ihrer dermaligen Lage. Endlich rief er aus: „Parbleu! Ihr könnt hier nicht bleiben, mein armes Mädchen. Ihr scheint ein junges Geschöpf und gut erzogen; was kann Euch in diese Lage gebracht haben?"

„Mein eigner Fehler, so wie die Grausamkeit Andrer;" versetzte Helene de la Tremblade.

„Nun, wir haben Alle Fehler," erwiederte der Mann; „Gott verzeihe sie uns! und was die Grausamkeit Anderer betrifft, so sind wir Alle nicht so gut, daß wir uns gestatten dürften, streng zu seyn, zumal wenn Verirrungen freimüthig bekannt werden. Aber sagt mir, kann ich Etwas thun, Euch

zu helfen? Ich habe wenig Zeit; aber ich kann es nicht übers Herz bringen, ein so hübsches junges Geschöpf wie Ihr seyd, am Wege umkommen zu sehen."

„Oh!" rief Helene aufspringend; „wenn Ihr mir nur Obdach geben wolltet für eine einzige Nacht, bis ich wieder denken, bis ich wieder einige Fassung und Ordnung in mein Gemüth bringen kann, so könntet Ihr mich vom Untergang retten. Ohne Zweifel," fuhr sie fort, als sie ihn wie unschlüssig schweigen sah, „ohne Zweifel habt Ihr in nicht großer Entfernung Eure Heimath, ohne Zweifel habt Ihr Weib und Kinder — Töchter vielleicht; und wenn Ihr meine Bitte erhört, so wird gewiß Gott sie segnen und schützen, wenn sie je, wie ich, ins Elend kommen. Ich bin wahrlich nicht mit Absicht und Bosheit sündig; schwach mag ich seyn; ja, schwach bin ich, aber nicht lasterhaft; nein, nicht lasterhaft, was Ihr auch denken mögt."

„Pardie! wenige von den feinen Damen in Frankreich können das von sich sagen!" rief der Reiter. „Aber die Wahrheit ist, mein armes junges Fräulein, meine Heimath ist nicht sehr nahe. Aber ich möchte Euch gerne helfen, wenn ich könnte. Wo sind Euer Vater und Eure Mutter? Lieber geht zu ihnen, und wenn Ihr sie beleidigt habt, so sucht sie mit Thränen zu besänftigen. Sie müßten harte Herzen haben, wenn sie Euch widerstehen sollten."

„Sie liegen im Grabe," antwortete das unglückliche Mädchen.

„Und was ist Euer Name, armes Geschöpf?" fragte der Reiter.

Sie schwieg und besann sich; aber im nächsten Augenblick sagte sie: „Warum sollte ich die Wahrheit verhehlen; mein Name ist Helene de la Tremblade.“

„Was!“ rief der Pächter; „die Nichte des guten Priesters auf dem Schloß Marzay?“

„Eben die,“ antwortete Helene mit einem kummervollen Kopfschütteln.

„Dann habt Ihr also Euren Aufenthalt bei der alten Marquise de Chazeul gehabt,“ versetzte der Andere, und setzte hinzu: „wenigstens die Diener sagten mir das.“

„Bis diesen Morgen,“ versetzte Helene mit einem Seufzer; „aber jetzt bin ich eine heimathlose Verstoßene.“

Der Reiter stieg von seinem Thiere ab und ergriff sie freundlich bei der Hand. „Ach, armes Kind,“ sagte er, „Ihr seyd, fürchte ich, unter einer harten Herrscherin gestanden. Ich kenne diese Frau einigermaßen, wenn nicht persönlich, doch vom Hörensagen; und ich kann gar wohl glauben, daß sie hart und unfreundlich gewesen ist.“

„Aber ich habe mich zuerst verfehlt,“ antwortete Helene, ihn freimüthig unterbrechend; „ich verdiente Vorwürfe, vielleicht Strafe, aber oh! keine so entsetzliche.“

„Ha, und was war denn die Ursache?“ fragte der Pächter. „Nein,“ fuhr er fort, „wenn Eure Wange darüber so brennend roth wird, will ich keine weitere Fragen an Euch thun. Ich wünschte nicht Euch zu betrüben, junges Fräulein, sondern Euch zu dienen, und wenn ich es kann, will ich Euch in Sicherheit bringen. Ihr könnt — Ihr dürft nicht hier bleiben. Der Himmel allein weiß, was Euch

zustoßen könnte. Aber wie ich Euch von hier wegbringen soll, das kann ich nicht sagen. Ich habe keine Zeit, mit Euch nach Marzay umzukehren, und —“

„Nicht um mein Leben,“ rief Helene de la Tremblade, „nein, nicht um Alles, was die Erde bieten kann, würde ich einen Fuß in jene Mauern setzen.“

„Ja, ich vergaß,“ erwiederte der Pächter, „sie muß jetzt schon dort seyn.“

„Oh, nicht deßwegen — nicht allein deßwegen,“ rief das arme Mädchen mit Schaudern aus, „Ihr wißt nicht — Ihr könnt nicht Alles errathen.“

„Nun gut,“ versetzte der Andere; „vielleicht kommt Ihr mit der Zeit auf andere Gedanken. Aber mittlerweile, wie soll ich Euch von hier wegbringen? Ich gehe nach dem Dorf St. André, etwa acht Stunden von hier, und habe keine andere Gelegenheit zum Reisen als dieß Pferd, auf dem ich reite. Wartet,“ fuhr er fort, „ich will eine kurze Strecke weiter reiten, und sehen, ob ich eine Hütte oder ein Pächterhaus finden kann, wo ein Pferd oder ein Karren zu miethen ist.“

„Oh, verlaßt mich nicht,“ rief Helene; „Ihr seyd der Erste, der freundlich mit mir gesprochen hat; und vielleicht — vielleicht, wenn Ihr weiter reitet, kommt Ihr nicht wieder.“

„Ich werde wieder kommen, bei meiner Ehre,“ versetzte der Pächter; und seinem Pferde die Sporen einsetzend, war er in wenigen Augenblicken über den gegenüberliegenden Berg.

Die Zeit ging langsam herum für Helene de la Tremblade. Sie fragte sich selbst: „wird nicht auch er mich täuschen?“ und als beinahe zwanzig Minuten verstrichen, ohne daß der Reiter zurückkehrte, sank ihr Herz, und ihre Augen füllten sich wieder mit Thränen. Während er bei ihr verweilt, war ihr doch gewesen, als sey sie nicht gänzlich verlassen, als hätte sie doch noch ein menschliches Wesen, mit dem sie verkehren konnte, als sey sie doch nicht, wie sie anfänglich geglaubt, ausgeschlossen von allem Mitgefühl Anderer. Sie wußte zwar nicht, Wer er war; sie kannte seinen Namen, seine Stellung im Leben, seinen Charakter nicht; aber er hatte freundlich mit ihr gesprochen, er hatte Gefühl, Menschlichkeit, Mitleid gezeigt; und vielleicht war es dieß, was sie hatte glauben machen, sie habe in seinem Gesicht all die höhern und edlern Eigenschaften des Geistes und Herzens gesehen. So sehnte sie sich denn nach seiner Rückkehr; und während sie die trägen Minuten zählte und auf jeden Ton lauschte, vergaß sie einigermaßen die drückende Last der Vergangenheit und der Zukunft. Endlich, vom Harren und Warten ermüdet, stand sie auf und ging die Straße entlang, um zu sehen, ob er nicht komme; und, wie es so oft geschieht, kaum hatte sie ihrer Ungeduld sich überlassen, als sie seine Gestalt über den Berg herein sich nähern sah.

„Ich habe einen Mann mit einem Pferd sammt Reitkissen aufgefunden,“ sagte er, zu ihr heranreitend; „ich kann Euch, Mademoiselle de la Tremblade, keinen langen und sichern Schutz versprechen, aber ich mache mich verbindlich,

Euch für eine oder zwei Nächte an einen sicheren Ort zu bringen. Während dieser Zeit werdet Ihr Gelegenheit haben, über Eure künftige Handlungsweise nachzudenken. Ich bin kein reicher, sondern im Gegentheil ein sehr armer Mann; doch sollt Ihr mit mir das Wenige theilen, was ich in meiner Börse habe, da ich Euch gegen Einbruch der Nacht Euch selbst überlassen muß; und wenn Ihr mir vollkommen vertrauen wollt, werdet Ihr, wenn wir drei Stunden von hier Halt machen, finden, daß Ihr Euer Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt habt. Bedenkt es unterwegs; denn ich kann mit Euch nicht von solchen Dingen sprechen, während Euer guter Knappe bei Euch ist. Leicht dürftet Ihr schlechtere Leute finden, in die Ihr Euer Vertrauen setzen könntet, als Michael Chasseron."

Helene antwortete nicht; denn während er noch sprach, wurde man eines alten Bauern mit dem versprochenen Pferd ansichtig; aber sie stieg mit Freuden auf und ritt neben ihrem Begleiter her, den sie kaum vor einer Stunde hatte kennen lernen, mit erleichtertem, obwohl noch keineswegs beruhigtem Herzen. Im Weiterreiten sprach er auch mit ihr über vielerlei Dinge in einfachen und gewöhnlichen Ausdrücken, aber in einer mannigfach und weitaus belehrenden Weise, und mit einer gewinnenden Freundlichkeit und Theilnahme mit ihrem Kummer, was ihr das Gefühl gab, daß doch nicht die ganze Welt so hart und grausam sey wie diejenigen, die sie so eben verlassen. Sie selbst sprach wenig, aber sie fühlte sich durch ihr Dankgefühl verpflichtet, auf die Fragen zu antworten, die er passend fand an sie zu

richten; und obgleich er sich nicht geradezu nach den einzelnen Umständen ihrer Lage erkundigte, und sie ihm gar nichts darüber zu sagen glaubte, hatte er in der That doch lang ehe sie ihren Rastort erreichten, beinahe Alles erfahren, was er zu wissen wünschte, nicht durch ihre Worte, aber durch seine eigenen Schlüsse.

Eilftes Kapitel.

Im Augenblick, wo Helene de la Tremblade das Schloß verlassen hatte, stieg Madame de Chazeul in den Wagen, welcher im Hofe für sie bereit stand, und begleitet von einer nach ihrem Dafürhalten hinreichenden Wache machte sie sich auf den Weg nach dem Aufenthaltsorte ihres Bruders. Ihre Gedanken jedoch waren nicht von der angenehmsten Art. Fürs erste waren sie alle in Verwirrung; aber inmitten der stürmischen Menge zorniger Empfindungen machte sich ein Gefühl, ein Bewußtseyn geltend, daß sie der Heftigkeit einer von Natur reizbaren und leidenschaftlichen Gemüthsart, welche nachhaltig zu bemeistern und in Schranken zu halten all ihrer Schlauheit und List nicht gelungen war, zu sehr sich hingegeben. Diese Einsicht wurde deutlicher und lebhafter, wie sie kälter wurde; aber eine Zeitlang suchte sie noch, was sie gethan hatte, vom Gesichtspunkte der Klugheit aus vor sich selbst zu rechtfertigen. „Wenn Rosa d'Albret von dieser Sache hörte," sagte sie, „würden wir neue Schwierigkeiten bekommen, und alle meine wohl

angelegten Plane würden scheitern; so daß es nothwendig war, das Mädchen so schnell als möglich aus dem Schlosse zu schaffen. Zu ihrem Oheim zu gehen, wird sie gewiß nie wagen! O, nein! sie war immer schüchtern und ängstlich; sie wird sich in irgend einem Schlupfwinkel verstecken, bis sie einen neuen Liebhaber findet.“

Diese Argumentation befriedigte sie jedoch nicht ganz. Sie sah, daß die von ihr befolgte Handlungsweise ihre Gefahren hatte. Sie fragte sich, was sie Walter de la Tremblade sagen solle, wenn er sich nach seiner Nichte erkundige, die sie vor zwei Jahren als Gesellschaftsfräulein, wie man es damals nannte, zu sich genommen hatte? Sollte sie ihm erzählen, was vorgefallen? Sollte sie ihr eigenes Verfahren gestehen? Sollte sie sogar zugestehen, daß ihr Sohn das unglückliche Mädchen unter ihrem Dache verführt hatte, wozu sie durch ihre eigne Nachlässigkeit Gelegenheit, und durch ihre eigne Aufführung nicht das beste Beispiel gegeben hatte? Wenn solche Dinge ihm zu Ohren kamen, welche Handlungsweise mochte er dann wählen? Konnte er nicht alle ihre Entwürfe vereiteln, mit einem einzigen Wort das ganze glänzende Gebäude zertrümmern, das sie für den Ehrgeiz ihres Sohnes aufgeführt hatte? Er war nicht ein Mann, der sich beschwatzen und betrügen, nicht ein Mann, der sich meistern oder vor den Kopf stoßen ließ. List gegen List, Schlauheit gegen Schlauheit war er ihr vollkommen gewachsen; und das fühlte sie. Nein, die Sache mußte ihm ganz verhehlt werden, wenigstens bis alle ihre Entwürfe gelungen und Rosa d'Albret die Gattin von

Nicholas de Chazeul war. Dann dachte sie, möge er sein Aergstes thun; der Preis war ja dann gewonnen, der Kampf zu Ende, und seine Macht war vorüber.

Sodann aber kam die Frage, wie sich die Verheimlichung sicher durchführen lasse. Wenn Helene nicht sofort zu ihm ging, was der Marquise sehr wenig wahrscheinlich war, konnte sie ihm dann nicht die Geschichte schreiben, welche ihm mündlich zu erzählen sie sich scheuen mochte? Das war gar nicht unwahrscheinlich. Ja, es schien gewiß, daß, so verlassen wie sie hinausgestoßen worden war, die Noth sie drängen würde, dieß unverweilt zu thun; und dann mußte Alles entdeckt werden.

Wie sich diese Gedanken ihrer Seele darboten, entwarf sie ihren Plan mit ihrer gewohnten Entschiedenheit; sie hieß eine ihrer Frauen dem Kutscher Befehl geben, zu halten, rief zwei von den Berittenen, welche den Wagen begleiteten und in welche sie glaubte volles Vertrauen setzen zu können, zu sich an den Wagenschlag, und trug ihnen auf, unverzüglich nach dem Schloß zurückzukehren.

„Sucht das Mädchen Helene," sagte sie; „Ihr werdet sie bald finden; es ist noch nicht eine Viertelstunde, daß sie fort ist. Ihr könnt einige Leute zu Fuß mit nehmen, um in der Nachbarschaft herum nach ihr zu fahnden. Führt sie unverzüglich nach Hause zurück; und sagt Mathurine, sie solle sie in ihrem eigenen Zimmer einschließen und ihr nur Wasser und Brod geben bis ich zurückkomme. Ich bin etwas zu streng mit ihr verfahren, obgleich ihr einige Strafe gebührt. Fort, so schnell Ihr galoppiren könnt, und merkt es

Euch, findet sie mir, oder Ihr sollt es bereuen. Ihr, Theodor, sprecht mit all den Leuten, und schärft ihnen ein, so lieb ihnen ihr Leben ist, auf dem Schloß Marzay kein Wort zu äußern von Allem, was diesen Morgen vorgefallen ist. Ich und Mademoiselle de la Tremblade wollen bald Alles wieder ins Gleiche bringen."

Der Mann, zu welchem sie zuletzt gesprochen, versprach zu gehorchen, obgleich er, seine Gebieterin wohl verstehend, klar sah, daß sie einen andern Zweck im Auge hatte, als nur sich mit ihrem Gewissen wegen ihrer zu großen Strenge auszusöhnen, und der Wagen rollte wieder seines Weges weiter.

Etwa vier Stunden nachher erreichte er das Schloß Marzay, ohne daß unterwegs andere Hindernisse sich gezeigt hätten, als wie sie natürlich sich daraus ergaben, daß die Straßen ursprünglich schon rauh und uneben und durch das vereinigte Zusammenwirken von plötzlichem Thauwetter und langer Vernachläßigung eine Masse von Koth und Schmutz geworden waren. In dem Hofraum des Herrenhauses ward sie von ihrem Bruder dem Grafen de Liancourt empfangen, welcher sie, nach seiner Art und seinem Interesse, von Allem unterrichtete, was seit de Montigni's Ankunft im Schlosse vorgefallen war. Er sagte ihr in der That die Wahrheit, wie er glaubte; aber dennoch brachte er ihr eine ganz falsche Ansicht von der Sache bei; denn man muß immer die Bemerkung machen und sich erinnern, daß unter allen verrätherischen Lügnern, gegen die wir auf unserem Gang durchs Leben auf der Hut seyn müssen, unser eigenes Herz, mit

dem ganzen Schwarm seiner Spitzfindigkeiten und Feinheiten, seiner Vorurtheile, Eitelkeiten und Selbsttäuschungen, der gefährlichste ist. Die Menschen würden selten oder nie betrogen werden, wenn sie nicht selbst aufs eifrigste dazu beitrügen und hälfen, sich selbst zu betrügen; und was noch sonderbarer, es trifft sich oft, daß, wenn wir am geschäftigsten sind, Andern eine Täuschung zu bereiten, wir gerade uns selbst am angelegentlichsten betrügen. Es sitzt immer ein Verräther mit im Rathe, sobald wir den geraden Weg der Wahrheit und Aufrichtigkeit verlassen.

Monsieur de Liancourt versicherte seine Schwester, als er sie aus dem Wagen hob und mit ihr die Treppe nach der obern Halle hinaufstieg, die einzige Schwierigkeit liege in de Montigni, und Rosa d'Albret habe ihren Einfluß gebraucht, um ihn zur Einwilligung zu bewegen.

„Hat sie das?" sagte die Marquise nachdenklich. „Wohl nicht sehr kräftig, sollte ich meinen."

„Oh, ja, gewiß," versetzte Monsieur de Liancourt, „denn ich beobachtete ihren Abschied von einander vom Kavalier aus, der zur Zeit der Belagerung erbaut wurde, wo ich sie sehen konnte, aber sie mich nicht. Er war so förmlich, wie eine Hofceremonie. Er küßte ihr die Hand und machte ihr eine tiefe Verbeugung, und sagte etwas, das ich nicht genau hörte, aber die letzten Worte waren: „Ich will Alles erwägen, was Ihr gesagt habt."

„So, also nimmt Mademoiselle Rosa endlich doch Vernunft an!" sagte Madame de Chazeul. „Aber was hat denn

das bewirkt? sie schien früher immer kalt wie Eis, und nur eben zur Noth einwilligend."

„Oh, die Sache ist die," versetzte der Graf, „Rosa war nie ohne Ehrgeiz. Ich will nicht behaupten, daß sie in Chazeul verliebt ist; aber er trug Sorge, ihr das hohe und glänzende Loos auszumalen, welches ihr als seiner Gattin zu Theil werden würde, und das war ganz hinreichend."

„Es mag so seyn," antwortete die Marquise; „Ehrgeiz liegt im Grunde von jedem weiblichen Herzen; aber doch, wenn de Montigni so hübsch seyn sollte, als wie er fort ging, hätte ich mir eingebildet, daß Liebe und Thorheit einen harten Kampf zu bestehen haben würden gegen Ehrgeiz und gesunden Verstand. Ich hätte kein Gespräch unter vier Augen ihnen gestattet, wenn ich hier gewesen wäre."

„Es war das einzige Mittel, de Montigni zur Einwilligung zu vermögen," versetzte Monsieur de Liancourt; „zudem hat Chazeul nicht Ursache die Vergleichung zu scheuen. Er ist ein Mann, der die Welt und die Höfe kennt. Der Andere ist noch ein Knabe und hat keine Kenntniß als von Büchern und von Philosophie."

„Das wäre in der That kein Mann, ein Weib zu gewinnen," sagte Madame de Chazeul mit verzogener Lippe; „aber wir werden sehen."

Wie sie die letzten Worte noch auf der Zunge hatten, traten sie in den Corridor, wo de Montigni und Chazeul mit dem alten Kommandeur auf und ab schritten; und eine belustigende Scene fand statt zwischen der Marquise und der übrigen Gesellschaft. Sie hatte ihren Entschluß gefaßt,

über die Rolle, die sie gegenüber von ihrem Neffen spielen wollte; und im Augenblick, wo sie ihn sah, rief sie mit freudiger Miene, und ihre offnen Arme gegen ihn ausstreckend, aus: „Ha, mein lieber Louis! willkommen bei der Rückkehr in Eure Heimath! Wie lange habt Ihr Euch in der Fremde herumgetrieben! Wie ähnlich er der armen Louise ist!“ und sie umarmte ihn, anscheinend mit aller Zärtlichkeit einer Mutter.

Der alte Kommandeur brummte ein paar heftige Flüche, und als sie sich gegen ihn wandte, sah er ihr scharf ins Gesicht und sagte: „Er sieht Louisen ähnlich; und deßhalb liebe ich ihn.“

„Ha, Michael,“ sagte die Marquise, „Ihr waret immer ein Bär und werdet immer einer bleiben. Es ist nur ein Glück, daß Ihr nicht auch beißt, wie Ihr brummt.“

„Ich beiße vielleicht auch einmal, wenn ich gereizt werde,“ antwortete der Kommandeur.

„Ha! ha! ha!“ rief Madame de Chazeul, so herzlich lachend, als ob ihr Gemüth ganz frei wäre von der Bürde tückischer Anschläge und gewaltsamer Leidenschaften. „Ihr seht, Louis, er ist noch ganz derselbe, der er immer war. Wir haben ihn nicht zähmen können, seyd Ihr weg seyd. Es ist ein arges, grimmiges Thier um einen Bären! Und so seyd Ihr also gekommen, die Hochzeit zu verherrlichen?“

„Ich hoffe so, Madame,“ antwortete de Montigni ernst; aber seine Gedanken waren lebhaft beschäftigt mit der Frage, wie er sein Benehmen einrichten solle gegen das schlaue, tückische Weib, das jetzt vor ihm stand; und wäh=

rend sie einige wenige Worte mit Chazeul sprach, die eben keine besondere Zärtlichkeit gegen ihn beurkundeten, faßte der junge Baron seinen Entschluß, sich zu stellen, als sey er durch ihr freundliches Benehmen ganz gewonnen, und sich den Tag über so viel als möglich in ihrer Nähe zu halten, um sie an einem Angriff auf Rosa d'Albret zu verhindern, die, wie er fürchtete, nicht so gut im Stande seyn dürfte, ihre Rolle gegen die Marquise zu spielen, wie er.

Madame de Chazeul jedoch war ebenfalls beharrlich und zäh, und eine ihrer ersten Fragen war nach Mademoiselle d'Albret.

„Ich will nach ihr schicken und sie rufen lassen," sagte Monsieur de Liancourt; „laßt uns in die Halle gehen; vielleicht ist sie dort."

Sie fanden sie jedoch daselbst nicht; und der Diener, den er schickte, um sie her zu bitten, kehrte bald mit der Nachricht zurück, daß das junge Fräulein sich mit wegen Kopfschmerzen wieder zu Bette gelegt habe.

„Ich will gehen und sie besuchen," sagte Madame de Chazeul. „Arme liebe Rosa, all die Aufregung und Unruhe dieser Vorbereitungen ist zu viel für sie;" und sie näherte sich der Thüre, welche zu den Gemächern der Mademoiselle d'Albret führte, obgleich der alte Kommandeur in mürrischem verdrießlichem Tone rief: „Ihr thätet besser, sie allein zu lassen! Eure Junge, Jacqueline, hat gewiß noch nie ein Kopfweh kurirt!"

Die Marquise ward jedoch aufgehalten durch den Eintritt einer andern Person, gegen welche sie auch ihre Rolle

zu spielen hatte; denn gerade wie sie die Halle verlassen wollte, erschien Vater Walter und trat auf sie zu. Ihr Gesicht nahm augenblicklich den Ausdruck freundlicher Hochachtung an, und ihm die Hand reichend, sagte sie: „Guten Morgen, Vater, wie geht es Euch? Unsere liebe Helene würde mit mir gekommen seyn, aber sie war etwas unwohl. Nichts von Bedeutung jedoch; und vielleicht kommt sie morgen zu uns herüber, oder jedenfalls am Hochzeittage.“ Dann plötzlich abbrechend, um weitere Erkundigungen über diesen Gegenstand zu vermeiden, ließ sie den Ton sinken, und fragte: „Wie gehen die Sachen hier, Vater? De Montigni ist störrig, höre ich! Seyd Ihr Rosa's gewiß? — ganz gewiß, Vater? Mein Bruder Anthony verblendet sich immer selbst; aber Ihr seht klarer.“

„Ich denke es kann kein Zweifel obwalten,“ versetzte der Priester; „nicht daß ich behaupten möchte, das Fräulein liebe Euern Sohn; sie betrachtet die Vermählung nur als eine Familien-Verabredung, die für ihre Interessen förderlich sey, und als das einzige Mittel, dem Hause Frieden und Ruhe zu verschaffen. Aus diesen Gründen hat sie de Montigni zugeredet, die Verzichtleistung und den Kontrakt zu unterzeichnen, und ich denke, er wird es thun, — ja, ich bin davon überzeugt. Sie wollten die Sache beeilen vor Eurer Ankunft, obgleich ich der Meinung war, es wäre besser gewesen, zu warten. Aber nach der Wendung, die die Dinge genommen haben, ist kein Unheil erwachsen; und vielleicht ist es jetzt das Beste, wenn Ihr das Fräulein seht, den

Eindruck, den sie von der Sache empfangen hat, nicht zu stören."

Die Marquise sann nach. „Wie kommt es, guter Vater," fragte sie, „daß Chazeul sich nicht ihre Liebe gewonnen hat? Ich fürchte, er hat Thorheiten mit andern Frauen getrieben; denn er steht im Rufe, daß ihm nicht leicht der glückliche Erfolg fehle, wenn er geneigt ist, ein weibliches Herz zu bestürmen. Ich muß ihm einige Lehren geben; glaubt Ihr, daß von seinen Liebeshändeln dem Mädchen zu Ohren gekommen? Das sollte verhütet werden, bis die Hochzeit statt findet."

„Allerdings," sagte der Priester; „aber ich weiß keinen, von welchem irgend Gefahr drohte."

„Und ich nur von Einem," erwiederte die Marquise; „aber ich will Sorge tragen, ihr diesen geheim zu halten. Man ist wohl gerechtfertigt, wenn man um eines solchen Zweckes willen ein klein wenig Gewalt braucht."

„Ganz gewiß," antwortete Vater Walter, „Alles, mit Einem Wort, nur kein Blutvergießen!"

„Oh, behüte der Himmel!" rief die Marquise; „ich hege gegen die Person keinen Groll darum, daß sie Chazeul liebt; aber wenn ich sie wegführen und einige Tage in engen Gewahrsam setzen ließe, so wäre wohl daran nichts Arges."

„Es wäre das beste Mittel," versetzte Vater Walter; „wenn nicht ihre Familie mächtig genug wäre, gefährlichen Widerstand zu leisten."

„Das ist nicht zu besorgen," antwortete Madame de

Chazeul mit einem ruhigen Lächeln; „aber ich will gehen und Mademoiselle d'Albret sprechen."

Mit diesen Worten verließ sie die Halle, während Vater Walter auf die Gruppe von Edelleuten am andern Ende zu trat, welche sich während seines Gesprächs mit der Marquise ziemlich ruhig mit einander besprochen hatten. Die Dame kam jedoch nach einer sehr kurzen Abwesenheit zurück, und sagte, Rosa d'Albret versuche zu schlafen; und einmal durch ihren Bruder und den Priester auf eine falsche Fährte geleitet, machte sie sich den ganzen übrigen Morgen mit de Montigni zu schaffen, indem sie durch alle Mittel der Schlauheit und Verstellung sich in den Besitz seiner Absichten und Plane zu setzen suchte, und zugleich ihn zu überzeugen strebte, daß er durch seine Bedenklichkeit und sein Zögern in Betreff der Unterzeichnung der Papiere Rosa d'Albret Unlust und Schmerz bereite.

Einer der Gründe, warum das Spiel des Lebens nicht selten von den Einfältigen und Ehrlichen gewonnen wird gegen alle Künste der Klugen und Tückischen ist vielleicht der, daß in diesem Spiele, wie in keinem andern, die Gewandtesten und Berechnendsten nie errathen können, welche Karten in der Hand der Gegenpartei seyn mögen. Ich sage: einer der Gründe; denn es sind deren viele, und darunter ist auch die Meinung, deren schlaue und ränkesüchtige Leute sich nie entschlagen können, daß Andere gegen sie ebenso handeln und verfahren, wie sie selbst, wenn die Verhältnisse umgekehrt wären, handeln würden.

Madame de Chazeul jedoch hatte de Montigni's Cha-

rakter von seiner Jugend an studirt, und wußte, daß er edelherzig und großmüthig war. Sie suchte daher, wie Vater Walter, zuerst ihn mittelst seiner Freundschaft für Rosa d'Albret zu bearbeiten. Sie sprach von ihr wohlwollend und zärtlich, nannte sie „die arme Rosa," und stellte das leichte Unwohlseyn, an dem sie litt, als einzige Folge dar von Unruhe und Verdruß, die sie am Morgen durchgemacht, während sie sich zugleich stellte, als wüßte sie nichts von dem Gegenstand und der Beschaffenheit dieser Unruhe, und es ihm überließ, sich selbst seine Vermuthungen zu bilden.

De Montigni war, wie der Leser weiß, selbst im Besitz des Geheimnisses, und machte sich in seinem Innern lustig über all die schlaue Politik, welche die Marquise aufbot; denn nichts ist so verächtlich wie entdeckte und durchschaute Schlauheit. Er beschloß jedoch, der Madame de Chazeul List und Kunst gegen sie selbst zu kehren, und fand sogar ein Vergnügen daran, sie mit ihren eigenen Waffen zu täuschen.

„Nun, meine liebe Madame," antwortete er, „ich hoffe, daß bis morgen um diese Zeit Rosa meinethalben keinen Grund mehr zur ängstlichen Spannung haben wird."

„Wirklich, und wie so?" fragte die Marquise.

„Weil," antwortete Montigni, „bis dahin Alles fest ausgemacht seyn wird."

„Und natürlich so wie Rosa es nur wünschen kann," setzte die Marquise hinzu.

„So weit ich ihre Wünsche verstehe, wird es so seyn," sagte de Montigni; „aber ich wünsche, Madame, daß was

ich Euch sage, nicht weiter gesagt werde; und jetzt werdet Ihr mir offen sagen, denn ich weiß, es ist Euch bekannt, was ist der Werth der Pfründen, welche mein Oheim mir anbietet?"

„Zum wenigsten gleich dem Werth der Güter," versetzte Madame de Chazeul; „ja selbst größer noch, wenn Ihr die Abtei Chizay in Poitou nehmt; aber die, glaube ich, war dem guten Monsieur de la Tremblade versprochen — nicht eigentlich versprochen, vielleicht; aber ich weiß, man hatte ihm Hoffnungen darauf gemacht."

„Niemand soll ein Versprechen meinetwegen brechen!" versetzte de Montigni mit einigem Nachdruck, den er auf die Worte legte. „Man kann sie, glaube ich, alle inne haben, ohne Gelübde abzulegen?"

„Euer Oheim hat sie inne," antwortete Madame de Chazeul, „und er hat keine Gelübde abgelegt, so viel ich weiß — wenn es nicht etwa das ist, nie schwachen, sauern Wein zu trinken, wenn er starken Burgunder haben kann, oder Schweinefleisch zu essen, wenn Wildpret zu bekommen ist."

De Montigni lächelte, und war im Begriff den Erkundigungen der Marquise durch an sie gerichtete Fragen Einhalt zu thun, als man die Ladung zum Mittagessen hörte, und die ganze Gesellschaft in den Saal unten hinabstieg.

Als die Mahlzeit vorüber war, erinnerte Vater Walter den jungen Baron daran, daß sie mit einander die Papiere zu durchlesen hätten, in Betreff welcher so viele Erörterungen stattgefunden hatten. Obgleich de Montigni sehr

wünschte, Madame de Chazeul den Tag über so viel als möglich zu beschäftigen, konnte er doch die eingegangene Verabredung nicht wohl ablehnen; und dem alten Kommandeur zuflüsternd, er solle ein scharfes Auge auf sie haben, begab er sich mit dem Priester auf sein eigenes Zimmer. Hier wurden verschiedene weitläuftige Urkunden vor ihm ausgebreitet; und er machte sich daran, Feder und Tinte zur Hand, das Ganze, Klausel für Klausel, durchzugehen, indem er im Verlauf ausführliche und ins Einzelne gehende Erklärungen sich erbat, und über jeden wichtigen Punkt sich Notizen machte. Vater Walter war etwas erstaunt über den ruhigen und besonnenen gesunden Verstand, den er an den Tag legte; und obgleich de Montigni bei keinem Punkte weder seine Zustimmung noch seinen Widerspruch kund gab, ward er doch mit jedem Augenblick fester überzeugt, daß der junge Baron seinen Entschluß gefaßt habe, die Pfründen anzunehmen und den Gütern zu entsagen.

Mittlerweile hatte die Marquise de Chazeul ihren Sohn von der übrigen Gesellschaft unten bei Seite gezogen, und ertheilte ihm, mit ihm auf dem Walle lustwandelnd, jene Lehren, von welchen sie gegen den Priester gesprochen hatte. Nicht ein Wort sagte sie von Helene de la Tremblade; kein Wort des Tadels oder des Vorwurfs kam über ihren Mund; aber ihr ganzes Gespräch drehte sich ausschließlich um sein Betragen gegen Rosa d'Albret.

„Ach, Chazeul!“ sagte sie, nachdem sie einen Gang auf und ab gemacht, in dem Tone, in welchem man mit einem Freunde scherzt, „Du bist ein einfältiger Junge, fürchte

ich, und verstehst Dich wenig darauf Dein Glück beim Frauenvolk zu machen."

„Nein, meine gute Mutter, so denkt man sonst nicht von mir," erwiederte Chazeul den Kopf in die Höhe werfend und seinen Spitzenkragen glättend; „Ich suche eben nicht den Ruhm solcher Eroberungen, aber ich habe einigen Grund zu glauben, daß sie nicht so schwer sind, als man gewöhnlich annimmt."

„Wahr," antwortete seine Mutter; „ohne Zweifel bist Du bei der leichtsinnigen Dame von Paris, bei dem muntern Frauenzimmer, das schon tausend Liebhaber gehabt, ein mächtiger Angreifer; aber eine Solche ist wie eine Stadt, welche tausendmal belagert und eingenommen worden, bis alle Außenwerke und Wälle niedergerissen sind, und der Platz ganz bereit ist, sich auf den ersten Anblick von Geschütz zu ergeben. Gegen eine jungfräuliche Festung aber, wie diese schöne Rosa d'Albret, bist Du nur ein armseliger General, sonst müßtest Du lange schon die Citadelle gewonnen haben."

„Das heißt Ihr Herz; aber wie verlangt Ihr denn, daß ich die Belagerung hätte führen sollen, liebe Mutter?" fragte ihr Sohn, in dem von ihr gebrauchten Bilde fortfahrend.

„Mit Sturm, Nicholas!" versetzte die Marquise; „mit Bitten, Thränen, Gelübden, Kühnheit, mit Allem. Hier ist weder Wall, noch Bastei, noch Redoute anders zu gewinnen als durch kraftvollen Angriff. Frauen, welche nicht durch Erfahrung zum Bewußtseyn ihrer Schwäche

gekommen sind, sind immer entschlossener im Widerstand als Solche, welche zu der Erkenntniß gelangt sind, daß sie, hart und eng eingeschlossen, sich nicht lang halten können. Sturm und Ersteigung sind die einzigen Mittel und Wege bei solchen Kastellen, Chazeul; und wenn Ihr bis an den jüngsten Tag Euern kalten und förmlichen Regeln der Belagerungskunst folgen wolltet, so würdet Ihr doch nicht weiter kommen, sondern finden, daß immer neue Werke im Verhältniß mit der Schwäche und Mattheit des Angriffs aus dem Boden wüchsen."

„Ha, Ihr werdet doch sicherlich nicht von mir verlangen, daß ich Rosa d'Albret behandle wie das nächste beste gewöhnliche Weib von zweideutigem Rufe?" sagte Chazeul. „Ihr irrt Euch sehr, Mutter, wenn Ihr meint, das sey der Weg sie zu gewinnen."

„Nein, ich wünschte, daß Ihr sie auf eine ganz verschiedene Weise behandeltet, närrischer Junge," erwiederte die Marquise; „Bei einem Weibe von zweideutigem Rufe, wie Ihr sagt, könnt Ihr Euch wohl darauf verlassen, daß sie wenigstens die Hälfte der entgegenkommenden Schritte macht. Bei einem jungen, unwissenden Mädchen müßt Ihr alle thun; denn gewißlich thut sie es nicht. Eines oder das Andere muß keck und verwegen seyn; und die einzige Frage ist, welche Partei diese Aufgabe trifft. Das geübte und erfahrene Frauenzimmer übernimmt selbst ihren Theil, das unerfahrene Mädchen erwartet Alles vom Manne. Wir wissen Alle in unserem innersten Herzen, Chazeul, daß uns ein ungestümer Liebhaber nicht mißfällt. Wenn wir auch

schelten mögen, vergeben wir doch leicht selbst sehr schwere Vergehen, wenn nur Liebe die Entschuldigung ist. Die Geschichte von den Römern und Sabinerinnen war eine gute Allegorie vom weiblichen Herzen; die Männer mußten sie mit Gewalt rauben, wenn sie sie haben wollten.“

„Oh, ihr Herz ist in genügendem Maße für alle Erfordernisse des ehelichen Lebens mein,“ versetzte ihr Sohn. „Ich kenne sie besser als Ihr, meine gute Mutter, und ich weiß recht gut, daß mehr Dinge als Ihr Euch einbildet, Einfluß haben auf die Berechnungen dieses kleinen Köpfchens. Ich möchte sie nicht verwöhnen,“ fuhr er fort, „durch zu große Ergebenheit und Unterthänigkeit. Ihr Frauen werdet begehrlich in dem Maß als Ihr Macht zu haben glaubt; und ich wünschte, daß sie das Band, an dem sie mich hält, nicht allzustark wähne, damit ihr nicht eines Tages einfalle, es zu stark und zu straff anzuziehen. Es genügt mir zu wissen, daß sie in einer Vermählung mit mir klar ihr eigenes Interesse sieht. Sie wird bei einer Konvenienzheirath nicht alles jenes Schönthun und jene ausschließliche Aufmerksamkeit erwarten, welche manche Bräute und Gattinnen begehren; und jede kleine Aufmerksamkeit im Geiste des Liebhabers wird einen zehnfältigen Eindruck machen.“

„Alles sehr weise und sehr vorsichtig, guter Junge,“ versetzte seine Mutter, „wenn Ihr keinen Nebenbuhler, keinen Mitbewerber hättet in dem Spiele, das Ihr spielt; wenn keine Hemmnisse, keine Schwierigkeiten im Wege lägen. Aber hier ist unser großer Zweck Zeit und sicherer Besitz; und hättet Ihr durch kecken und glühenden Eifer

Eure Bewerbung so weit getrieben, daß sie der Heirath mit Euch sich nicht mehr entziehen könnte, wir würden, glaubt es nur mir, sie sowohl als de Montigni weit leichter zu behandeln gefunden haben."

„Sie ist leicht genug zu behandeln," entgegnete de Chazeul; „de Montigni allein ist es, der sich sperrt; und sie hat ihr Möglichstes gethan, ihn zu überreden; davon bin ich überzeugt. Einen Nebenbuhler nennt Ihr ihn? Ein jämmerlicher Nebenbuhler für mich! und was die Hemmnisse und Schwierigkeiten betrifft — so viele deren vorhanden waren, die sind schon weggeräumt. Sie hat ihr Möglichstes gethan, de Montigni zum Unterzeichnen zu bereden; und ich bin überzeugt, er wird es thun."

„Gut," sagte die Marquise, „wir werden sehen. Ich denke, er wird es thun, bin aber doch nicht so fest davon überzeugt. Er war eben jetzt etwas zu glatt und höflich; und ich glaubte in seinen Worten einen gewissen Doppelsinn zu entdecken, als ob er noch immer hoffte, Rosa könnte ein Hinderniß vorbringen. — Wir dürfen ihm keine weitere Besprechung unter vier Augen mit ihr gestatten. Es ist ein gefährlicher Plan."

„Von Rosa ist nichts zu befürchten," versetzte Nicholas de Chazeul etwas mürrisch. „Wenn Ihr von seiner Seite etwas besorgt wie Liebe zu ihr, so ist es nichts weiter als eine nichtige Phantasie und Grille. Hättet Ihr gesehen, wie er ihr gestern Abend begegnete, Ihr wäret von solchen Träumen geheilt. Er war so kalt, als hätten wir eine Statue aus Italien eingeführt, ganz frisch aus Stein

gemeißelt; und Alles, was Rosa thun konnte, wollte ihn nicht erwärmen."

„Ja, vor Andern," entgegnete die Marquise; „aber vielleicht wenn sie allein waren, war es anders."

„Nein, nein," sagte Chazeul, „mein Oheim hat sie beobachtet; und es war genau ebenso; lauter förmliche Verbeugungen und steife Höflichkeit. Aber Wer ist das, der hieher geritten kommt," fuhr er fort, von den Zinnen hinab schauend. „Ein Trompeter in vollem Jagen mit einer grünen Schärpe! Zeitungen von Mayenne, bei meinem Leben! Ich muß hinab und sehen!"

So endete eine Unterredung, die ich mit Widerwillen wiedergegeben habe; aber es ist, wenn man die Natur wie sie ist, schildert, ebenso nothwendig, den Geist und Charakter der Bösen als der Guten darzustellen, die Gedanken und Beweggründe der Verruchten wie der Tugendhaften zu entwickeln. Auch dient das Charaktergemälde der Madame de Chazeul nicht wenig zur Veranschaulichung der Zeiten, in welchen sie lebte, in einem Beispiele. Frankreich war damals voll solcher Weiber. Intriguen aller Art, politische und verliebte, standen damals in der höchsten Blüthe, und die meisten der verwegenen und verruchten Thaten, welche entweder zur Befriedigung persönlicher Leidenschaften oder zur Erreichung großer Zwecke im Staatsleben begangen wurden, wären von Weibern angezettelt und angestiftet.

Der Mann, den man so scharf auf das Schloß zu hatte reiten sehen, war, wie sich zeigte, ein Trompeter, den der Herzog von Nemours mit Briefen an Chazeul geschickt

hatte, ihm den Marsch des Heeres der Ligue zum Entsatz der von dem König eng eingeschlossenen Stadt Dreux zu melden, und ihn aufzufordern, mit allen seinen Dienstmannen zum Heere zu stoßen, da eine Schlacht unvermeidlich scheine. Die Depeschen sprachen in den glänzendsten Ausdrücken von den Streitkräften unter Mayenne. Das Heer war, nach denselben, demjenigen, welches Heinrich von Bourbon dagegen aufzubringen vermochte, beinahe doppelt an Zahl überlegen und ein glorreicher Sieg mußte bald errungen werden, an welchem Theil zu haben alle ehrenhaften Männer Verlangen tragen mußten. Chazeul jedoch sandte eine zweideutige Antwort zurück; denn er war nicht der Mann, sein Privatinteresse selbst dem Triumph seiner Faktion zu opfern, und er war entschlossen, sich in den Besitz der Hand Rosa's d'Albret zu setzen und die Güter und Besitzungen von Liancourt und Marennes sich unwiderruflich zu sichern, ehe er das Schloß Marzay verließ.

Mehr als eine Stunde verstrich, bis Louis de Montigni mit dem Priester seine Untersuchung der Papiere zu Ende brachte, und selbst dann noch vermochte Vater Walter mit all seiner Geschicklichkeit nicht, ihm irgend eine direkte oder mittelbare Zusage, sie zu unterzeichnen, abzulocken. Auf die lebhaften Fragen der Madame de Chazeul konnte der Priester nur antworten: „Ich kann nicht sagen, was er thun wird. Ich glaube, sein Entschluß ist gefaßt, zu handeln, wie wir wünschen müssen; aber allerdings ist sein Benehmen ziemlich seltsam. Er hat sich über Alles Bemerkungen aufgeschrieben und sitzt jetzt noch nachsinnend darüber.

Das Einzige, was wir zu thun haben, ist, den Kommandeur zu beobachten, und ihnen jede Unterredung unter vier Augen unmöglich zu machen. Bis morgen Mittag werden wir sehen, was wir zu erwarten haben; und inzwischen müssen wir die Sachen weiter führen, so gut wir können. Habt Ihr Mademoiselle d'Albret gesehen?"

Die Marquise antwortete verneinend; und erst eine Stunde vor Sonnenuntergang kam Rosa aus ihrem Schlafgemach hervor, um einige Minuten die frische Luft zu athmen. Sie war blaß und sichtlich leidend; und so oft Madame de Chazeul sie auszufragen suchte, schützte sie ihr Unwohlseyn vor, als Entschuldigung dafür, daß sie wenig spreche. Sie schaute von den Wällen über die weitausgebreitete Gegend hinaus, welche das Schloß beherrschte, mit einem Gefühl von Bangigkeit, womit sich Hoffnung und Freude seltsam mischte. Der glänzende Sonnenschein des ersten Frühlingstages lag schimmernd über dem Ganzen; aber am Saume des südlichen Himmels hing eine dunkle und schwere Masse von Wolken, in allen Arten phantastischer Gestaltungen aufgethürmt; und Rosa konnte nicht umhin, ihr eigenes Schicksal in Verbindung zu setzen mit dem Aussehen und der Physiognomie des Tages, und zu denken, der leuchtende Sommerschimmer, der nach einem langen und frostigen Winter über ihr Herz sich ergossen, dürfte vielleicht verdüstert werden durch Gewitterstürme, deren Wolken schon dem Auge sichtbar waren.

Bald nachher gesellte sich de Montigni zu den Versammelten; und die beiden Liebenden gaben sich die angestrengteste

Mühe, ihre Gefühle unter dem Schein kalter Gleichgültigkeit zu verbergen; Rosa aber fand die Aufgabe so schwer, daß sie nur wenige Augenblicke nach dem Eintreten des jungen Barons noch blieb und sich dann wieder zur Ruhe begab.

Madame de Chazeul bemerkte Alles, und Argwohn stieg in ihrer Seele auf. Aber das Feld der Möglichkeit ist weit und dämmernd, so daß ihre Besorgnisse und Zweifel keinen festen Punkt fanden, auf den sie sich stützen konnten; und sie begnügte sich, de Montigni zuzuflüstern: „Wäre ich ein Mann, ich würde einer Dame nicht lang Grund geben mich so zu fliehen."

Der junge Edelmann antwortete nichts, sondern wandte sich weg, wie einigermaßen beleidigt; und dieß leise Zeichen von Empfindlichkeit ward für Madame de Chazeul ein neuer Anlaß zur Selbsttäuschung. „Handelte er nicht gegen die Wünsche des Mädchens;" sagte sie bei sich selbst, „so würde er nicht übel nehmen, daß ich es glaube."

Der übrige Tag verstrich ohne einen Vorfall von Wichtigkeit; und die einzigen Umstände, welche Madame de Chazeul beim Abendessen der Beachtung werth fand, waren das Wegbleiben Estoc's vom Tische, und, daß Louis de Montigni seine Unterhaltung beinahe ganz auf Vater Walter beschränkte, mit welchem er viel in leisem Tone sprach. Sie selbst war ermüdet vom Frühaufstehen und von der Reise. Der Kommandeur zog sich bald zur Ruhe zurück; und sie folgte ohne Zögern seinem Beispiel, sobald sie durch geheime Nachrichten von einer Person, die sie aufgestellt hatte, ihn

zu beobachten, versichert war, daß der gute alte Soldat wirklich zu Bette gegangen war. Ueberzeugt, daß jeder Verkehr zwischen ihm und de Montigni für diese Nacht zu Ende sey, legte sie sich auch nieder, um die Ruhe zu suchen, welche leider, wiewohl natürlicher Weise, eben so oft den im Laster Verhärteten, als den Tugendhaften und Guten zu Theil wird.

Zwölftes Kapitel.

Ich habe oben schon etwas Aehnliches gesagt, aber ich muß wiederholen, daß, wenn es nicht etwa eine Lehmhütte mit einem einzigen Gemach und höchstens zwei Individuen darin, ist, es kaum je der Fall seyn dürfte, daß nicht mehrere, gar sehr verschiedene Scenen in demselben Hause und zu derselben Zeit stattfinden; und wenn das Haus groß ist, und der Bewohner viele sind, so vervielfältigen sich diese Scenen selbst zu einer unendlichen Mannigfaltigkeit. Tragödie und Komödie, derbes Possenspiel und überraschender Roman haben jedes seine besondern Zimmer und seine eigenen Akteurs; und während in den Hallen des Schlosses Marzay das ganze Drama listiger und tückischer Intrigue, wie wir sie beschrieben, eine Bühne fand, wurden in den den Dienern angewiesenen Zimmern die Akte verschiedner andrer Schauspiele dargestellt.

Laute und ungestüme Lustigkeit war da nicht ausgeschlossen; und wie es nur zu häufig der Fall ist, die Laster und Thorheiten der Herrschaften wurden nachgeahmt von

den Untergebenen, und boten Gemälde dar, zu plump und widerlich, um hier dem Auge dargestellt zu werden. Wir müssen jedoch von den Hauptpersonen unserer Erzählung uns weg wenden, um einige Ereignisse zu berichten, welche während der Stunde des Nachtessens stattfanden in einem Theile des Schlosses, der etwas entfernt war von dem, wo Monsieur de Liancourts Familie sich versammelt hatte.

In einem Zimmer, nicht weit entfernt von dem der Mademoiselle d'Albret saß, bei halb offener Thüre, eine Lampe auf dem Tisch und eine Stickerei in den Händen, Blanchette, die Zofe unserer schönen Freundin Rosa. Sie widmete freilich der Arbeit in ihrer Hand nur wenig Aufmerksamkeit, obgleich sie sich stellte, als sey sie sehr emsig beschäftigt, aber ihr Ohr wandte sich häufig nach dem Gange hin, dem Anschein nach auf jeden Laut horchend. Endlich wurde ihm die Befriedigung, einen Schritt zu vernehmen; und im Augenblick darauf riß der Kammerdiener von Monsieur de Chazeul die Thüre auf, trat in das Zimmer, und schloß es hinter sich zu. Er war ein großer, sich flott geberdender, nach Ausschweifungen aussehender Mensch, und ich muß mir die Erlaubniß ausbitten, auf die Einzelnheiten der ersten Begrüßung zwischen ihm und Blanchette nicht eingehen zu dürfen. Es genüge zu sagen, daß sie einen Grad von Vertraulichkeit verriethen, von welcher Rosa d'Albret gewiß nicht die leiseste Ahnung hatte, daß sie zwischen ihrem Kammermädchen und einer anderen Person bestehe.

Nach einer Weile jedoch erkundigte sich der Kammer-

diener: „Nun jetzt, meine hübsche Blanchette, erzählt mir Alles, was Eure Gebieterin heute zu Euch gesagt hat.“

„Wahrhaftig, das thu' ich nicht,“ versetzte die Zofe, die Achseln zuckend. „Ich habe nicht im Sinn, Euch oder Monsieur de Chazeul fernerhin etwas der Art zu erzählen.“

„Kommt, kommt, seyd nicht einfältig,“ rief der Mensch, „denn ich muß bald wieder zurück; nun sind die Grillen und Launen von Euch Damen,“ fuhr er mit einem gezierten Wesen fort, „sehr hübsch und interessant in Liebesangelegenheiten, aber sehr unbequem und störend in Geschäftsangelegenheiten.“

„Nein, ich werde nichts mehr sagen,“ versetzte Blanchette mit einer entschlossenen Miene; „und so nützt es nichts, weiter davon zu schwatzen.“

„Ah, ha!“ versetzte der Kammerdiener, „dann sehe ich schon, was es ist; Eure Gebieterin hat Euch verboten, weiter etwas zu erzählen.“

„In der That das hat sie nicht,“ antwortete Blanchette; „aber sie hat mich gelehrt, mich höher anzuschlagen und zu schätzen als Euer Gebieter thut.“

„Wie so?“ fragte ihr Gesellschafter. „Gewiß schätzt Euch mein Gebieter so hoch, als ich es nur wünschen kann. Was hat sie Euch denn darüber gesagt?“

„Ha, ich nehme keinen Anstand, Euch das zu erzählen,“ sagte die Zofe. „Sie fragte mich gestern Nacht, als ich zu Gunsten von Monsieur de Chazeul etwas sagte, was er mir gegeben habe; und als ich es ihr sagte, versetzte sie, sie sey mehr werth als das, und ich sey eine große Thörin, wenn

ich je wieder meinen Mund seinethalb aufthue, falls ich nicht dreimal so viel bekomme."

„Bei meinem Wort, das Fräulein hat einige Begriffe vom Leben," rief der Kammerdiener; „man sollte meinen, sie habe ihr ganzes Leben in Paris zugebracht; und sie hat auch Recht, Blanchette, wir Dienenden sollten uns selbst nie zu gering anschlagen, denn wir haben mehr in unsrer Macht und Gewalt, als die Leute sich einbilden. Indessen ich kann Euch versprechen, daß, wenn Monsieur de Chazeul mit Eurem Fräulein vermählt ist, Ihr dreimal so viel haben sollt; und mittlerweile —"

„Ja, ja," versetzte Blanchette, „ein Fisch auf der Schüssel ist so viel werth als drei im Fluß, Alphonso. Versprechungen bestehen aus Wind, und es hält sehr schwer, sie in etwas Anderes umzusetzen."

„Gut, aber hört mich nur an," sagte der Mann. „Ich war eben im Begriff, zu sagen, mittlerweile schickt Euch der Herr Marquis fünfundzwanzig Kronen. Hier sind sie," und er händigte ihr einen kleinen ledernen Beutel ein; „nun, jetzt seyd ein liebes, schönes Mädchen, und erzählt mir Alles, was Eure Gebieterin heute zu Euch gesagt hat, besonders heute Morgen, nach ihrem langen Spaziergang mit Monsieur de Montigni."

„Das ist bald erzählt," antwortete Blanchette, das Geld in eine Tasche ihrer Schürze schiebend; „sie hat gar nichts gesagt, als daß sie Kopfschmerzen bekommen habe und wieder zu Bette gehen wolle."

„Peste!" schrie der Kammerdiener; „sind das alle

Nachrichten, die Ihr geben könnt? Gewiß habt Ihr doch sonst noch etwas entdeckt. In welcher Laune schien sie zu seyn?"

„In ziemlich schlechter," antwortete Blanchette; „ich glaube, Monsieur de Montigni muß etwas gethan oder gesagt haben, was sie kränkte, denn ich sah wohl, daß sie sehr geweint hatte, und sie war still und verdrießlich, gerade so wie sie zu seyn pflegt, wenn sie auf mich zürnt."

„Ich glaube das gerne," erwiederte der Kammerdiener; „denn er ist ein hartnäckiges Füllen und braucht so lange Zeit, um da anzukommen, wo man es haben will, als ein mit Sand beladener Esel. — Aber horch, es geht Jemand auf dem Gang!"

Sie lauschten, und ein schwerer Schritt erdröhnte den Corridor entlang, in gleichmäßigem Takt von einem Ende zum andern sich bewegend, und dann wieder zurück, wie der einer auf dem Posten stehenden Schildwache. Zweimal schritt er auf und ab, zu nicht geringem Verdruß der zwei in dem Zimmer eingeschlossenen Ehrenleute. Endlich aber erklärte der Kammerdiener, welcher nicht wünschte, daß seine Abwesenheit unter den Dienern bemerkt und Glossen darüber gemacht würden: „Wer es auch seyn mag, ich muß gehen; aber schließt Ihr schnell wieder die Thüre, wenn ich hinaus bin, Blanchette, dann braucht Niemand zu erfahren, daß Ihr hier seyd!"

„Ich fürchte jeden Augenblick, Mademoiselle könne mich rufen," antwortete das Mädchen; „aber die Leute müssen auch Zeit zu ihrem Nachtessen haben, wißt Ihr."

„Ich muß gehen, bei meinem Leben," sagte der Mann, welcher weit mehr Rücksicht auf seine Lage nahm als auf die ihrige. „Jetzt, Blanchette, will ich hinaus schlüpfen, sobald er vorbei ist; Ihr schließt die Thüre schnell hinter mir, und so wird er gar nicht sehen, woher ich komme."

Demgemäß wartete er, bis die Schritte dicht vor der Thüre erschallten, und dann, sobald sie vorbei waren, öffnete er sie, und eilte so geräuschlos als möglich hinaus. Aber sein Auftreten entging nicht dem feinen Ohr des alten Soldaten Estoc, der sich augenblicklich umkehrte, und nicht nur bemerkte, Wer es war, sondern auch aus welchem Zimmer er heraus kam. Er sagte jedoch nichts; aber sobald der Kammerdiener den Gang verlassen hatte, trat er sogleich auf die Thüre zu, welche so eben geschlossen worden war, und ging, sie ohne Umstände öffnend, hinein. Wie man sich denken kann, erschreckte diese plötzliche Erscheinung die Zofe nicht wenig; und obwohl ein grundsatzloses und freches Mädchen, war sie doch im Laster noch nicht so verhärtet, daß nicht ihre Wange sich roth gefärbt, ihre Hände gezittert hätten.

„Gut, Mademoiselle Blanchette," sagte Estoc, „ich dachte, ich würde Euch hier finden."

„Wirklich, Herr!" sagte Blanchette. „Ich sitze in der Regel hier."

„Nicht immer, Blanchette," versetzte Estoc; „aber ich sah, wie Euer Liebhaber Euch verließ, und so trat ich ein, nur um Euch ein Wort guten Rathes zu sagen." Blanchette erröthete und biß sich in die Lippe, antwortete aber

nichts, und Estoc fuhr fort: „Ihr befindet Euch auf einem unrechten Pfade, wenn Ihr Euer Glück zu machen wünscht, Mademoiselle. Wenn Ihr nun aber meinem Rathe folgen wollt, könnt Ihr wohl etwas zu Eurem Besten thun. Geht gegen elf Uhr heute Nacht hinauf in Monsieur de Montigni's Zimmer, denn er wünscht mit Euch zu sprechen."

„Herr im Himmel! Monsieur Estoc!" schrie das Mädchen, „ich ginge nicht um eine Welt bei Nacht in das Zimmer eines Herrn. Ich muß mich wundern, wie Ihr mir etwas dergleichen vorschlagen könnt!"

„Oh! ich nehme keinen Anstand es Euch vorzuschlagen," antwortete Estoc, „wenn Ihr kein Bedenken tragt, den Kammerdiener eines Edelmannes bei Nacht zu empfangen. Aber Monsieur de Montigni möchte nur mit Euch über Geschäftssachen sprechen, Euch ein Paar Fragen vorlegen und vielleicht Euch ein Geschenk mit ein Paar hundert Kronen machen."

„Ich bin ihm sehr verbunden, Herr," versetzte das Mädchen, ein kaltes und sittsames Wesen annehmend; „aber ich möchte lieber am Tage mit ihm sprechen, wenn er nichts dagegen einzuwenden hat."

„Das kann nicht wohl seyn, Blanchette," antwortete Estoc; „denn Monsieur de Montigni beabsichtigt morgen von hier wegzugehen; und er wird vor seiner Abreise keine Zeit mehr dazu haben. Jetzt, mein gutes Mädchen, bedenkt, daß Ihr in meiner Gewalt seyd, denn glaubt ja nicht, daß, wenn diese Geschichte der Mademoiselle d'Albret zu Ohren

kommt, Ihr nachher nur noch eine Minute in ihren Diensten bleiben werdet."

„Ei, ich habe nichts Unrechtes gethan," versetzte das Mädchen keck; „und ich kümmere mich nichts darum, was ein Spion von mir sagt, nein, gewiß nicht!"

„Wohl, wir verstehen einander," erwiederte Estoc. „Gebt mir Antwort mit einem einzigen Wort, wollt Ihr kommen oder nicht? Eure Antwort wird über Euer Schicksal entscheiden."

„Gut, Herr, gut," sagte Blanchette, welche sah, daß der Plan, den alten Soldaten durch Unverschämtheit abzuweisen, nicht gelingen würde, „ich will kommen, wenn Ihr auch dort seyn wollt."

„Oh, das will ich gewiß," erwiederte Estoc; „denn ich habe einige Papiere in Händen, die ich mit Monsieur de Montigni durchsehen muß. — So darf ich ihm also sagen, daß Ihr kommen wollt?"

„Ja Herr," versetzte Blanchette, „ich will;" und mit einem bedeutsamen Kopfnicken verließ Estoc das Zimmer.

Ohne dem Saale des Nachtessens nahe zu kommen, begab er sich sogleich nach den Gemächern de Montigni's, wo er etwa eine halbe Stunde wartete, bis der junge Edelmann sich zu ihm fand, dem er alles Vorgefallene erzählte. „Man kann sich auf das Mädchen nicht verlassen," setzte er am Ende hinzu, „und ich glaube, es wäre besser, wenn wir sie einmal hier haben, sie für die Nacht hier einzuschließen."

„Nein," antwortete de Montigni, „das wäre ein gewaltsames Verfahren. Ich habe meinem Diener Joseph

aufgetragen, sie scharf zu beobachten, und wir werden seinen Bericht hören. Wenn ich finde, daß sie irgend mit diesen Leuten Verkehr gehabt hat, seit Ihr sie gesprochen, müssen wir auf Mittel denken, ihre Augen zu verblenden. Aber jetzt, Estoc, ist alles Uebrige vorbereitet?"

„Alles," versetzte der alte Soldat. „Ich habe heute Nacht die Wache; und ich habe meine Leute unter lauter Solchen ausgelesen, die uns nicht im Stich lassen werden. Eure Diener haben ihre Befehle; und wäre es nöthig, so könnten wir alle Uebrigen hier im Schloß zu Gefangenen machen; aber das würdet Ihr nicht gerne thun."

„Gewiß nicht," versetzte de Montigni. „Ich denke, im Augenblick haben sie keinen Verdacht; und ich hoffe, wir werden im Stande seyn, unseren Plan ohne Schwierigkeit und ohne Kampf auszuführen. Seyd bei mir, Estoc, wenn das Mädchen kommt, und jetzt geht und nehmt einige Erfrischungen zu Euch; aber vor allen Dingen warnt meinen guten Oheim Michael, daß er keinen Versuch mache, mich heute Nacht noch zu sehen, und bittet ihn, zu seiner gewohnten Stunde sich zur Ruhe zu begeben. Glaubt mir nur, wir sind von wachsamen Augen beobachtet; und vor allen Dingen müssen wir Alles vermeiden, was Argwohn erregt."

Während er noch sprach, erschien ein sonnverbrannter Mann, der ihn aus Italien begleitet hatte, verbeugte sich tief mit einem Lächeln und sagte: „Ich habe nicht ohne ein Ergebniß beobachtet und gelauscht, mein Herr Baron. Sobald das Nachtessen vorüber war, zog Mademoiselle

Blanchette Alphonso, den Kammerdiener des Marquis, bei Seite, und flüsterte lange mit ihm in der Ecke der Halle; ich sah, daß Beide sehr lebhaft und eifrig waren, konnte aber nichts hören; und da ich entschlossen war, mehr zu erfahren, ging ich plötzlich hinter ihrem Rücken auf die andre Seite hinüber, gerade als der Mann zu ihr sagte: 'Ich will unten an der Treppe auf Euch warten.' Mehr konnte ich nicht hören, denn Beide verstummten."

„Das ist genug, das ist genug," erwiederte de Montigni; „wir müssen dem begegnen und abhelfen, Estoc; aber ich will den ganzen Plan bereit haben, wenn Ihr wieder kommt."

Um halb elf Uhr war Estoc in des jungen Edelmanns Zimmer; und um elf Uhr konnte man Blanchette verstohlen die Treppen heraufschleichen sehen mit einer Lampe in der Hand, während in dem dunkeln Corridor unten, in einer Fenstervertiefung versteckt, Chazeuls Kammerdiener stand, ihrer Zurückkunft harrend. Beinahe die ganze übrige Hausbewohnerschaft hatte sich zur Ruhe begeben; und das Schloß blieb eine Viertelstunde vollkommen ruhig, während der Mann seine Wache in der Finsterniß fortsetzte. Nach Verfluß dieser Zeit jedoch sah man Blanchette mit ihrer Lampe wieder auf der Treppe; und im Vorbeigehen dem Andern zuflüsternd: „Schnell, schnell! der alte Estoc kommt im Augenblick herunter; er spricht jetzt mit dem Baron unter der Thüre!" eilte sie weiter, durch diesen Gang, durch die untere Halle, und eine kurze Treppenflucht, die nach den Gemächern Chazeuls führte, hinauf. Der

Kammerdiener folgte ihr rasch und führte sie in das Ankleidezimmer seines Gebieters, welcher mit einiger Ungeduld der Nachrichten harrte, die sie bringen sollte.

„Nun, jetzt," rief er, sobald sie erschien, „was ist es, das er verlangt, Blanchette? Laßt uns Alles hören, was vorging."

„Als ich zuerst hineinkam," sagte Blanchette nach einer Pause, um Athem zu schöpfen, und einem kurzen, koketten Keuchen und die Hand aufs Herz Halten, „sprach Monsieur de Montigni sehr artig mit mir und versprach mir viel. Er sagte, er wisse, daß ich in Eurem Interesse stände, Herr, und er wünsche nicht, daß ich ein in mich gesetztes Vertrauen verrathe, aber es liege ihm allerdings gar sehr am Herzen, vor morgen Mittag eine Unterredung im Geheimen mit Mademoiselle d'Albret zu haben. Er fragte mich, ob sie noch schlafe; und als ich dieß bejahte, und sagte, daß sie seit zwei Stunden schon schlafe, wandte er sich gegen Estoc und sagte: 'das ist unglücklich;' dann sah er wieder mich an, rief mich ganz dicht zu sich hin, sprach in fast flüsterndem Tone zu mir, und sagte: „wenn ich mich verpflichten wolle, ihm zu der Unterredung morgen früh behülflich zu seyn, ehe die übrigen Leute wach und munter seyen, wolle er mir zweihundert Kronen geben, und um mir den Ernst zu zeigen, händigte er mir diese hier ein. Er schärfte mir ganz besonders ein, ja recht verschwiegen zu seyn, und keinem Menschen ein Wort zu sagen, was ich ihm natürlich so hoch und theuer, als er nur wünschen konnte, versprach."

„Ihr thatet ganz recht, Ihr thatet ganz recht," versetzte

Chazeul; „aber that er Euch zu wissen, was seine Absicht war, warum er diese Unterredung suchte? Er muß noch mehr gesprochen haben, denn Ihr waret lange bei ihm.“

„Oh, ich fragte ihn, edler Herr,“ antwortete das Mädchen, „was ich meiner Gebieterin als Grund angeben sollte, warum er sie zu sprechen wünschte; aber er erwiederte etwas scharf, das gehe mich nichts an; und dann sagte ich, ich sey überzeugt, Mademoiselle d'Albret würde darnach fragen; aber wenn er es nicht sagen wolle, so sey es nicht meine Schuld, wenn ihm die begehrte Besprechung nicht zu Theil würde; und darauf versetzte er, wenn meine Gebieterin frage, so solle ich ihr sagen, er wünsche aus ihrem eigenen Munde noch ausdrücklicher und deutlicher zu vernehmen, was er am Morgen vollkommen zu verstehen nicht Zeit gehabt habe.“

Chazeul lachte: „Der arme Junge krümmt und windet sich wie ein Aal an einem Spieß,“ sagte er. „Er möchte gern eine neue Anstrengung machen; aber wir wollen ihn nicht loslassen. Jetzt merkt Euch, was ich sage, Blanchette: kein Wort hievon Eurer Gebieterin! Sie ist heute schon zu sehr beunruhigt und aufgeregt worden; und wir dürfen nicht dieselben Scenen jeden Morgen wiederkehren sehen. Sie hat sich deutlich genug ausgesprochen, um von jedem Menschen von gesundem Verstande klar und vollkommen verstanden zu werden; und dabei muß Monsieur de Montigni sich beruhigen. Ich will Euch nicht vergessen, Blanchette, wenn Ihr treu und verschwiegen seyd; und es ist kein schlechter Posten première demoiselle der Marquise de

Chazeul zu seyn. So geht denn jetzt zu Bette und schlaft, und sucht Monsieur de Montigni's Auftrag für morgen früh zu vergessen."

„Das will ich, Monsieur," versetzte Blanchette; und mit einem Knix verließ sie das Zimmer.

Dreizehntes Kapitel.

Die Augenblicke, welche die Zofe Blanchette bei de Montigni und nachher bei Chazeul zubrachte, waren für Rosa d'Albret voll Unruhe und Bangen. Sie lag im Dunkel da, wach und erwartungsvoll, lauschend auf jeden Laut, der ihr die Rückkehr des Mädchens im Vorzimmer verkündigen könnte, aus welchem sie sie deutlich weggehen gehört hatte, ohne die Ursache zu wissen. Ihre Einbildungskraft beschäftigte sich eifrig mit jeder peinlichen Möglichkeit. Sie fürchtete, der ganze Plan ihrer Flucht möchte entdeckt seyn; sie dachte, das Mädchen könnte aus den kleinen Vorbereitungen, die sie den Abend über gemacht hatte, einen Argwohn geschöpft haben; sie fragte sich selbst, was ihr Schicksal seyn würde, wenn die Ausführung ihres Planes verhindert würde. Wollte man, konnte man sie zur Vermählung mit Chazeul zwingen? und jetzt bebte sie vor dem bloßen Gedanken mit zehnfältigem Abschen zurück. Sie wolle es nicht thun, dachte sie; lieber wolle sie sterben. Sie wolle den Schutz eines Klosters suchen — Alles, Alles wolle sie eher thun, als ihre Hand einem Manne geben, der ihr

ebenso zuwider als verächtlich war. Plötzlich, mitten unter diesen Gefühlen, bemächtigte sich ihrer eine Empfindung des Staunens über die Heftigkeit derselben; und sie fragte sich selbst, wie es komme, daß ihre Gedanken und Empfindungen in Betreff dieses Gegenstandes so plötzlich und so vollständig sich verändert hätten.

Sie hatte bis auf die neueste Zeit ihre Vermählung mit Chazeul als eine fest verabredete Sache betrachtet, worein sie sich schicken und ergeben müsse, nicht ohne einiges Widerstreben vielleicht, aber doch ohne den Widerwillen und Abscheu, den sie jetzt empfand. Anfangs hatte sie kalte Gleichgültigkeit empfunden, und nachher hatte sie gewünscht, den Tag des Opfers so weit als möglich hinauszuschieben; jetzt aber fühlte sie, daß ein Leben voll Armuth und täglicher Mühsal immer noch ein Glück wäre, verglichen mit dem Schicksal, Nicholas de Chazeul heirathen zu müssen.

Wie hatte ein einziger Tag diesen sonderbaren Wechsel bewirken können? Diese Frage legte sie sich vor, und dann dachte sie an de Montigni; und obgleich kein sterbliches Auge sie sehen konnte, stieg ihr doch die Röthe in die Wangen bei der Wahrnehmung, wie so ganz verschieden alle ihre Gefühle gegen ihn wären, wie willig sie ihm Herz und Hand hingeben würde! Aber das Geheimniß dieser Veränderung war entdeckt — sie liebte, sie liebte wahrhaft und tief, und ein neues Licht war in ihrem Herzen aufgegangen.

Rasch jedoch kehrten ihre Gedanken wieder zur Gegenwart zurück; und wieder lauschte sie auf Blanchettens Zu-

rückkunft. Wohin konnte sie gegangen seyn? fragte sie sich selbst; was konnte ihr Beweggrund seyn, wenn nicht irgend etwas entdeckt war? Ihr eigenes Herz war zu rein, um dem Mädchen die Aufführung und Handlungsweise zuzutrauen, die sie vielleicht, wenn sie Alles gewußt, zuerst geargwohnt hätte; aber wie sie sich auf den Ellbogen aufrichtete, um auf ein Geräusch in der Ferne zu horchen, hörte sie die äußere Thüre des Vorzimmers wieder aufgehen und die Schritte des Mädchens in dem anstoßenden Gemache. Mit klopfendem Herzen und in athemloser Stille lauschte Rosa auf jeden Laut, bis endlich ein schmaler Lichtstreifen, welcher durch das Schlüsselloch auf den Boden fiel, plötzlich erlosch, und sie das Mädchen sich zu Bette legen hörte. Wenige Minuten darauf schlug die Uhr des Schlosses Zwölf, aber Rosa blieb noch einige Minuten ruhig liegen, damit die Spionin ihres Thuns und Treibens schlafe, ehe sie sich rührte und aufstände.

Blanchette jedoch gehörte zu dem „faulen Unkraut," das sich leicht an „Lethe's Strand einwurzelt." Ihr Ich war Alles, an was sie dachte, um was sie sich kümmerte; und nachdem sie nach besten Kräften für die Wohlfahrt und das Behagen dieser geliebten Person gesorgt hatte, lag sie bald in den Armen des Schlummers, ungestört durch irgend einen Vorwurf des Gewissens, oder durch die leiseren Töne der Einbildungskraft. Binnen kurzem vernahm man das schwere Athmen des tiefen, traumlosen Schlafes; und Rosa, von ihrem Bette sich erhebend, kleidete sich an, so gut sie es in der Dunkelheit konnte, und zog die Tapetenteppiche über

die Thüre zwischen ihrem Zimmer und dem der Zofe, damit Blanchette keinen Laut von innen hören könne.

Sie fürchtete, nicht zu rechter Zeit fertig zu werden, und sie beeilte sich lebhaft mit allen ihren Vorbereitungen, ebensosehr um ihre eigenen Gedanken von Angst und Besorgnissen abzuziehen, als um ja nicht sich zu verspäten; aber, wie es so oft geschieht, Alles war fertig und bereit lange vor der bestimmten Stunde, und beinahe zwanzig Minuten lang saß sie da in geringer Entfernung vom Fenster, zitternd vor Aufregung und Unruhe.

Sie hatte jetzt Zeit genug, sich all den geschäftigen Gedanken hinzugeben, welche ganz natürlich aus ihrer Lage entsprangen. Sie fühlte, daß sie liebte — sie glaubte zuversichtlich, daß sie wieder geliebt werde; aber doch — mit de Montigni zu fliehen und auf jeden andern Schutz zu verzichten — sich ganz in seine Macht zu geben, sich in seine Arme zu werfen — es war unbesonnen, dachte sie, es war thöricht! War sie gewiß, daß er sie fortwährend lieben werde? Konnte nicht seine rasch entflammte Leidenschaft ebenso schnell erlöschen? Konnte nicht er selbst zuerst ihr übereiltes Vertrauen zu ihm keck, beinahe der Sittsamkeit widerstreitend finden?

„Nein, nein!“ antwortete sie sich selbst, „das werde er nicht thun; er sey zu wohlwollend, zu großherzig dazu. Das war er ja immer gewesen! Warum sollte sie glauben, daß er in Geist und Herz, in seinem Denken und Fühlen sich geändert habe seit den sonnigen Tagen seiner Knabenjahre, wo sie ihn so zärtlich geliebt hatte? Hatte er ihr nicht

gesagt, daß er sie immer geliebt? — versprach er ihr nicht, sie immer zu lieben? — und wann hatte er je sein Wort gebrochen? Nein, nein! Nur Aufregung und die Schwäche der Angst machte sie zweifeln!“

Selbst wenn eine Gefahr dabei seyn sollte, dachte sie wieder, selbst wenn der Traum von Glück bei der Verbindung mit Louis de Montigni, welcher ihr Herz mit so süßer Beruhigung beschlichen hatte, sich nicht vollkommen verwirklichen sollte, dennoch, wenn die einzige ihr sonst freistehende Wahl war, einen Mann zu heirathen, den sie jetzt haßte und verachtete, konnte sie sich bedenken, sich einem Manne zu ergeben, den sie liebte? und wieder antwortete sie: „Nein! Wenn der Tod selbst allein ihr als anderes Auskunftsmittel bliebe, sie würde ihn lieber suchen, als ihre Hand Nicholas de Chazeul reichen.“

Dann richtete sich ihr Geist auf die Gefahren des Weges; auf die Möglichkeit, aufgehalten zu werden, ehe sie das Schloß verlassen konnten; auf die Wahrscheinlichkeit, entdeckt zu werden und ihr Vorhaben scheitern zu sehen; auf die Schaam und Verwirrung, welche die Folge davon seyn mußte. Sie malte sich selbst das Bild aus, wie sie vor Monsieur de Liancourt geführt würde, und sie vergegenwärtigte sich lebhaft die verächtlichen Mienen Chazeuls, und die höhnischen Vorwürfe seiner Mutter; und einen Augenblick sank ihr das Herz, wie sie sich diese Scene mit der Lebendigkeit der Wirklichkeit ausmalte. Aber dann richtete sich ihr Geist wieder auf. „Ich würde es nicht ertragen,“ sagte sie bei sich selbst. „Ich würde meine Liebe zu dem Einen, und

meinen Haß gegen den Andern gestehen. Ich würde den Contrakt zu sehen verlangen, den mein Vater unterzeichnet hat. Ich würde mich weigern, diesen Mann zu heirathen — ja, selbst wenn man mich an den Altar schleppte. Ich würde den Schutz des guten alten Kommandeurs ansprechen, und mich unter die Obhut und den Schirm des Gesetzes stellen."

Das arme Mädchen! sie ahnte nicht, wie ohnmächtig das Gesetz in diesem Zeitpunkt in Frankreich war. „Es ist seltsam," fuhr sie fort; zu einer anderen Gedankenreihe übergehend. „Ich habe die Glocke nicht Eins schlagen hören, und doch ist es schon lang seit zwölf Uhr. Ist vielleicht etwas falsch gegangen? Es muß geschlagen haben, ohne daß ich es gehört. — Wie finster ist es draußen! Kein Stern am Himmel und der Mond untergegangen! das müssen Regentropfen seyn, die ich höre."

Einen Augenblick darauf schlug das schwere Dröhnen der Glocke an ihr Ohr; und sie fand, wie lang peinliche Erwartung Eine kurze Stunde machen kann. Rosa lächelte über ihre eigene Ungeduld und sagte in ihrem Herzen: „Ich darf Louis nicht wissen lassen, wie begierig ich auf ihn gewartet habe; und doch, warum nicht? Wenn er edelmüthig ist, wie ich glaube, so muß der Gedanke, so geliebt zu seyn, nur seine Liebe vermehren; und wenn er es nicht ist, so werden keine Künste ein eigensinniges und launenhaftes Herz festhalten. Horch, das war ein Laut!" und im nächsten Augenblick schlug etwas wie die stählerne Spitze einer Schwertscheide leicht gegen das Fenster.

Rosa öffnete es ohne Geräusch, und fragte mit leiser und zitternder Stimme: „Wer ist da?"

„Ich bin es! Ich bin es, meine Geliebte," antwortete de Montigni, der auf einer Leiter stand, welche an das Fenster gelehnt worden war. „Alles ist bereit, wenn Ihr es seyd. Aber ehe Ihr kommt, schließt Euer Mädchen in ihrem Gemach ein. Wir haben den Schlüssel von Außen umgedreht. Man kann ihr nicht trauen; und es wäre gut, sie so lang als möglich morgen zu verhindern, Lärm zu machen."

„Es ist nur ein Riegel da," sagte Rosa d'Albret, „und ich fürchte, sie mit dem Geräusch desselben zu wecken, denn er ist sehr schwer."

„Halt, Theuerste," versetzte der Liebende, „ich will es thun," und er sprang leicht und gewandt in das Zimmer.

„Oh, Louis," flüsterte Rosa, als er sie einen Augenblick an sein Herz drückte, „vergeudet keine Zeit!"

„Das will ich auch nicht," antwortete er. „Wo ist der Riegel?" und Rosa folgend, welche ihn mit zitternder Hand leitete, zog er die Tapete zurück und tastete an der Thüre nach dem Riegel. Sachte und leise schob er ihn vor; aber dieß ward nicht ganz ohne Geräusch bewerkstelligt, und Rosa d'Albret schlug das Herz, als wollte es ihr aus dem Leibe hervorbrechen. Sie konnte vor dem heftigen Pochen nicht einmal lauschen; de Montigni aber beugte sein Ohr herab, und nach einem Augenblick flüsterte er: „Alles ist sicher; sie schläft, meine Geliebte. Jetzt, Rosa, jetzt," und ihre Hand mit der seinigen ergreifend, führte er sie an das Fenster zurück.

Er merkte an dem Zittern ihrer Hand, daß sie in einer heftigen Gemüthsbewegung war; und obgleich er beim ersten Eintreten in das Zimmer einen einzigen Augenblick, wie wir gesehen haben, den warmen Gefühlen und Aufwallungen seines Herzens sich überlassen hatte, wollte er doch jetzt nicht auch nur durch Eine unzeitige Liebkosung Rosa's bange und ängstliche Empfindungen steigern. Als sie indessen das Fenster erreichten, zog er den andern Fensterflügel weiter zurück, um zuerst hinauszusteigen und ihr beim Herabsteigen behülflich zu seyn. Das Fräulein aber hielt ihn einen Augenblick bei der Hand zurück, und fragte mit leiser Stimme: „Und wollt Ihr mich immerdar lieben, Louis?"

„Wie von meiner frühesten Jugend an, so bis zu meiner letzten Stunde, theure Rosa," versetzte de Montigni, in demselben leisen Tone.

„Und werdet Ihr mich nie für unbesonnen, unvorsichtig, keck halten, de Montigni?" fragte das Fräulein wieder; „werdet Ihr mir nie, auch in Eurem innersten und geheimsten Herzen nicht, Vorwürfe machen, daß ich Eurem Zureden nachgegeben? werdet Ihr nie denken, es sey unsittsam oder unweiblich von mir gewesen, das Obdach von meines Vormunds Haus zu verlassen, und mich Euch mit diesem unbedingten Vertrauen hinzugeben?"

„Nie, theuerste Rosa!" erwiederte de Montigni; „verbannt alle solche eitle Besorgnisse. Ich werde immer nur die tiefste Dankbarkeit fühlen. Ich werde immer Hochachtung Euch zollen für diese Entscheidung, welche mir den

Schmerz, die Gefahr und den Kummer erspart, meine nächsten Verwandten zur Rechenschaft zu ziehen wegen eines höchst schändlichen Versuchs, den Contrakt mit Eurem Vater zu verletzen, und mich dessen zu berauben, was mein ist — denn Ihr seyd die Meinige, Rosa. Ihr seyd mir verlobt und verpfändet von Eurer Kindheit an, und in der That, Geliebte, ich habe, als der einzig Berechtigte zum Besitz Eurer Hand, das Recht zu verlangen, daß Ihr die Maßregeln ergreift, durch welche allein sie mir gesichert werden kann; und dafür, daß Ihr so willig und bereit hierein Euch fügt, bleibt Euch immerdar mein Dank, meine Liebe, meine Erkenntlichkeit."

„Nun denn, hier ist meine Hand, de Montigni," sagte Mademoiselle d'Albret, „und ich bin die Eurige. Ich zweifle nicht an Euch, Louis — ich mißtraue Euch nicht; aber in solchen Dingen darf eine Frau wohl schüchtern seyn; denn ihr Alles steht auf dem Spiele; und Gott weiß, diejenigen, gegen welche wir spielen, sind oft Betrüger."

„Aber ich bin das nicht, liebe Rosa," versetzte der Liebende. „Kommt, meine Rosa, kommt!" und einen Schritt zum Fenster hinaus machend, streckte er die Hände gegen sie aus, um sie beim Hinabsteigen zu leiten und zu halten.

Rosa d'Albret schloß die Augen, murmelte ein kurzes Gebet zu Gott um Schutz und Beistand bei dem vor ihr liegenden Unternehmen; und nachdem sie noch einen Augenblick in nachdenklichem Besinnen gezögert, setzte sie den Fuß auf die Leiter und stieg gemach herab, während de Montigni ihren Schritten Halt und Festigkeit gab. Die Höhe war

nicht groß, und in der nächsten Minute berührte ihr Fuß den Boden zwischen dem alten Schloß und den Wällen, die es vertheidigten. Niemand war unten, denn de Montigni hatte beschlossen, allein zu kommen, um alles Geräusch und alle Verwirrung zu vermeiden.

„Jetzt, theures Mädchen, jetzt," sagte er, „ist der erste Schritt zur Freiheit gethan. Estoc erwartet uns an den Wällen; meine Pferde stehen draußen bereit; und in fünf Minuten sind wir im Freien."

„Aber wie werden wir durch die Thore kommen?" fragte Rosa. „Sie sind immer scharf bewacht."

„Wir haben dort Leute hingestellt, auf welche wir uns verlassen können," versetzte de Montigni; „und das Ausfallthor gegen Süden ist in den Händen Estoc's. Hieher, Theuerste, hieher nach der Brücke."

Ihre Flucht jedoch sollte nicht so leicht bewerkstelligt werden, als sie glaubten; denn als sie die Stelle erreichten, wo die Zugbrücke, deren wir so oft erwähnt haben, zwischen dem Schloß und den Außenwällen hing, bemerkte de Montigni, als er hinschaute, durch die Dämmerung der Nachtluft, daß sie aufgezogen war. Es war da eine Flucht steinerner Treppen an die Hauptmasse des Schlosses angebaut, von der Art von gepflastertem Hofe, wo sie sich befanden, zu der Thüre, die mit der Brücke in Verbindung stand; und diese sprang de Montigni in einem Augenblick hinauf, während Rosa d'Albret unten blieb. Er fand jedoch, daß die Kette, welche die Brücke aufgezogen und schwebend hielt, angeschlossen war; und mit geräuschlosem Schritte wieder

herabsteigend, fragte er seine schöne Begleiterin in flüsterndem Tone: „Wer schläft in dem Zimmer rechts?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete Rosa; „von Monsieur de Chazeuls Dienern, glaube ich.“

„Es sprechen Leute drinnen,“ erwiederte de Montigni; „die Brücke ist aufgezogen, die Ketten angeschlossen; und selbst wenn dieß nicht wäre, würde das durch das Herablassen verursachte Getöse Aufmerksamkeit erregen. Wir müssen, liebe Rosa, herumgehen nach der Treppe im Wall.“

Rosa d'Albret zitterte heftig; denn ihre Aufregung war schon so groß, daß jedes Hinderniß ihr Herz vor Besorgniß fast verzagen machte; aber sich auf de Montigni's Arm stützend eilte sie mit ihm weiter und erreichte bald die Treppe, von welcher er gesprochen hatte, welche sie in einer Minute auf den Wall hinauf führte.

„Setzt Euch hier einen Augenblick, Theuerste,“ sagte de Montigni, „während ich Estoc aufsuche, und erhebt den Kopf nicht über die Brustwehr. Er und ich können wohl für die Wachen angesehen werden; aber Schleier und Spitzenkragen nehmen sich doch ganz anders aus als Stahlhaube und Küraß.“

Rosa that schweigend, wie er sie geheißen, und starrte, während er weg war, durch die nahe Schießscharte hinaus. Die Gegend, durch welche sie ziehen sollte, lag vor ihr; aber Alles war dunkel und undeutlich, wie das weite Land der Zukunft auf der Reise des Lebens. Kein Stern stand am Himmel droben als Zeichen der Hoffnung; dichte Wolken bedeckten, wie ein dräuendes Schicksal, den ganzen Himmel;

und obgleich die wenigen schweren Regentropfen, welche gefallen waren, für jetzt aufgehört hatten, hörte man doch noch leise ächzende Windstöße, welche zu verkünden schienen, daß sie bald wieder zu fallen anfangen würden.

Traurig und ängstlich schaute Rosa d'Albret auf die Landschaft hinaus, und bemühte sich mit forschendem Auge die Straße aufzufinden, auf welcher sie reisen sollte, wie man so oft und so vergeblich thut in der geistigen Nacht, die uns hienieden umgibt. Zum Glück jedoch hatte sie nicht viele Zeit zu düstern Betrachtungen. In weniger als zwei Minuten war de Montigni wieder an ihrer Seite, begleitet von Estoc, welcher sich niederbeugte und ihre Hand küßte mit den Worten: „Kommt, Mademoiselle, kommt, ängstigt Euch nicht darüber, daß die Brücke aufgezogen ist; das ist geschehen gegen diejenigen, die draußen vor den Wällen sind, nicht wegen derjenigen, die innen sind. Wir werden bald das Ausfallthor erreichen; aber erst müssen wir über den Hof."

„Aber Wer sind diejenigen, welche Monsieur de Montigni in dem Zimmer rechts von der Brückenthüre sprechen hörte?" fragte Rosa d'Albret in flüsterndem Tone.

„Bei meiner Seele und meinem Leben, das weiß ich nicht," antwortete Estoc; „es sind wohl von Chazeuls Leuten, mit nichts Gutem umgehend, dafür will ich stehen; aber sie werden besser thun, uns nicht nahe zu kommen, oder ich werde ihnen den Schädel zerschmettern, und ihm auch, wenn er sich darein mischt. Hieher, Mademoiselle."

„Still!" rief Rosa, zurücktretend; „da kommt ein

Mann den Wall entlang gegangen. O Himmel, Wer mag es seyn?"

„Niemand als Paul, die Schildwache," versetzte Estoc. „Ich habe ihn hier als Posten aufgestellt, Dame, und er kennt seine Obliegenheit. — Kommt!" und sie weiter führend, schritt er dicht an dem Wachthabenden vorbei, welcher seiner Seits, als sie sich näherten, ihnen den Rücken zuwandte und über die Gegend hinaus schaute.

Die Ueberzeugung, daß ein so vollkommnes Einverständniß zwischen ihren Begleitern und den Wachen herrsche, gab Rosa d'Albret wieder einige Zuversicht und Hoffnung; und vorwärts eilend stiegen sie die Treppen hinab, welche sie herauf gekommen waren, schlugen den zweiten Thorweg im Hauptgebäude ein und schritten über den leeren Hof, wo Alles still und ruhig war, außer einem großen Adler, welcher in der Mitte desselben auf einem Block angekettet war, und der, durch die nahe an ihm Vorbeikommenden in seinen Träumereien gestört, mit seinen großen Flügeln schlug und einen schrillenden Ton ausstieß. Einen andern Bogengang auf der entgegenstehenden Seite des Hofes einschlagend, schritten sie durch ein paar Gänge des Schlosses, und erreichten bald einen gepflasterten Gang, coulisse genannt, ähnlich demjenigen, welcher zwischen dem Schloß und dem Wall auf der Nordseite hin lief. Als sie hier dahin schritten, bemerkte Rosa, daß de Montigni sich zu Estoc wandte und ihm etwas ins Ohr flüsterte.

„Ich weiß nicht," versetzte der alte Soldat. „Ich habe

ihn vor noch nicht zehn Minuten hingestellt. Vielleicht steht er unter dem Bogen."

„Ich glaube nicht," sagte de Montingni; „es ist da keine Vertiefung, die ihn verstecken könnte; und ich sehe Niemand."

„Meine Augen sind nicht mehr so gut als sie waren," antwortete Estoc; „aber er kann ja auch, ohne daß wir es wissen, die Thüre geöffnet haben, um Alles bereit zu halten."

„Was gibt es?" fragte Mademoiselle d'Albret, sich an de Montigni's Arm hängend; „was ist falsch gegangen?"

„Nichts, Theuerste, nichts," versetzte de Montigni. „Es ist nur, daß wir die Wache nicht sehen, welche hieher gestellt ward mit den Schlüsseln zum Ausfallthor. Er kann aber wohl die Pforte geöffnet haben und hinein getreten seyn; oder vielleicht ist er auch weiter gegangen bis ans Ende des Ganges."

Als sie jedoch die niedere Pforte im Wall erreichten, welche ihnen den Ausgang aus dem Schloß Marzay gewähren sollte, fanden sie daselbst Niemand, und das schwere, mit Eisen überzogene, Thor war fest verschlossen. Ein paar Flüche in leisem Ton ausstoßend, schaute Estoc den Gang hinauf und hinab, ob er nicht der nachläßigen Schildwache ansichtig werden könnte; aber nichts war zu entdecken; und kein Laut, kein Tritt verrieth, daß er in der Nähe war.

„Wartet," sagte der alte Soldat, „wartet einen Augenblick hier, ich will gehen und nach ihm sehen. Ich verstehe das Alles nicht. Doch kann hier keine Gefahr seyn.

Fräulein, daher ängstet Euch nicht; denn wenn etwas entdeckt wäre, so würden wir Leute genug hier finden.“

„Aber wenn Jemand käme, während Ihr fort seyd?“ fragte Rosa d'Albret in bebendem Tone.

„Ha, dann müßt Ihr Euch unter den Gängen gegenüber verbergen,“ versetzte der alte Soldat. „Ihr kennt sie Beide genau, denn oft und viel habe ich mich dort mit Euch herumgejagt, als Ihr noch Kinder waret.“

Trotz aller ihrer Angst konnte Rosa d'Albret doch nicht umhin, zu lächeln, da die Worte des alten Mannes ihrer Seele die glücklichen Stunden der Kindheit vergegenwärtigten; und sie legte ihre Hand zärtlich auf de Montigni's Arm, fühlend, daß sie ihn wahrhaft liebe, und ihn schon länger geliebt habe, als sie irgend geglaubt hatte.

„Laßt uns sogleich in das ehemals von uns so genannte Labyrinth gehen, Louis,“ sagte sie; „dort werden sie uns nicht leicht finden, und wir können dort abwarten, bis er zurück kommt.“

„Ja, ja,“ sagte Estoc; „geht dahin, süße Dame. Ich will nicht eine Minute ausbleiben, denn der Mann kann nicht weit weg seyn.“

Mit diesen Worten verließ er sie; und den Gang durchschreitend traten sie unter einen Bogen, etwas weiter hinabwärts, welcher mit einigen der tiefer liegenden Theile des Gebäudes in Verbindung stand, die von den Hausgenossen nur wenig benützt wurden, und durchkreuzt war von engen steinernen Korridors, mit unzähligen Treppen, zu Zimmern oben führend. Unter den Schutz des Gewölbes

sich stellend warteten sie, auf die rückkehrenden Schritte des alten Soldaten lauschend; aber das augenblickliche Licht, welches das Gemüth der Rosa d'Albret erhellt hatte, bei der Erinnerung an frühere Tage, ging rasch wieder vorüber, wie sie mit ihrem Geliebten da stand, ungewiß, was die nächste Stunde bringen werde.

Im Augenblick darauf hörten sie das Wiehern eines Pferdes draußen vor den Wällen; und de Montigni, sich zu ihr wendend, flüsterte ihr ins Ohr: „Es ist nur ein kleiner Raum zwischen uns und der Freiheit, Rosa!"

„Ach! aber er kann groß genug seyn," versetzte Rosa d'Albret, „uns von allen unsern Hoffnungen zu scheiden!"

„Nein, nein," antwortete der Liebende; „sieh die Sache nicht so trüb und düster an, Geliebte; jedem Plane stellen sich immer kleine Hindernisse entgegen; aber diese werden bald beseitigt seyn, und Alles wird gut gehen."

„Gott gebe es!" sagte Rosa d'Albret; aber während sie noch sprach, trat sie noch weiter unter das Gewölbe zurück und sagte: „Still! da sind Gestalten auf dem Wall!"

„Halt, gebt das Losungswort!" schrie eine Schildwache oben.

„Ich habe es vergessen," antwortete die Stimme Chazeuls; „aber Ihr kennt mich doch, guter Freund? — Ihr kennt doch Monsieur de Chazeul?"

„Ich kenne Niemand ohne das Losungswort," versetzte der Soldat. „Bleibt stehen, oder Ihr seyd des Todes!"

„Wagt Ihr so unverschämt zu seyn?“ rief Chazeul. „Wer hat den Befehl über die Wache heute Nacht?“

„Ich thue meine Pflicht, Herr,“ versetzte der Soldat; „so tretet zurück, sage ich. Monsieur d'Estoc hat die Wache.“

„Das dachte ich,“ erwiederte Chazeul; „wie der Herr, so der Diener. Geht und ruft ihn, guter Freund.“

„Ich nicht!“ antwortete der Soldat; „ich verlasse keinem Menschen zulieb meinen Posten. Ihr könnt ihn selbst rufen, wenn Ihr etwas von ihm haben wollt.“

„Das will ich,“ versetzte Chazeul finster; „und Euch will ich züchtigen lassen für Eure Unverschämtheit;“ und auf dem Walle umkehrend, ging er fort, Estoc zu suchen.

G. P. R. James'

Romane,

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

F. Notter und G. Pfizer.

Hundert und siebentes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1844.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

James, G. P. R., / Notter, Friedrich, / Pfizer, Gustav,

G. P. R. James' Romane

Bd.: 106

Stuttgart 1844

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.angl.o.61-c(20#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11715318-1